

VISION UND EMOTION IN DER KUNST

MILÁN FÜST

Translated by: Nicolas Eber
E-mail: ebnic@sunrise.ch

ERSTER VORTRAG

Verehrte Zuhörerschaft!

Erwarten sie hier keine systematischen Ästhetik-Vorträge. Solche würden mehr Zeit erfordern. Gleichwohl können wir auf ein Mindestmaß an Ordnung nicht verzichten. Irgendwo muss man die Sache beginnen, und gemäß unserer Erfahrung am besten am Anfang.

Wir werden hier einige größere kunstästhetische Themen aufwerfen und umwälzen, in der Erwartung, aus ihnen vielleicht Einsichten zu gewinnen. Der Titel des ersten Vortrages könnte dabei etwa so lauten: Über die Künste im Allgemeinen und über die Aufgaben der Ästhetik. Fangen wir mit diesem Zweiterwähnten an – was könnte die Kunstästhetik wollen? Und worin besteht sie? Wir können sogleich ganz einfach feststellen, dass die Ästhetik offenbar als ein Teil der Philosophie zu betrachten ist, da sie in ihren auf die Künste bezogenen Studien beispielsweise die Fragen untersucht, wie ist die Kunst. Wozu dient sie? Wie wirkt sie auf uns? Jede solche grundsätzliche Betrachtung, welche etwas Derartiges anvisiert, hat philosophischen Charakter.

Philosophie und Naivität

Hier ist es vielleicht angebracht, wenn ich sogleich erzähle, was ich neuerdings über die Natur der philosophischen Studien gedacht habe. Ich gewann je länger, je mehr den Eindruck, dass es im Grunde genommen die kindlichen Neigungen des Menschen sind, welche seine Philosophie hervorrufen. Anders gesagt, dass die Quelle der philosophischen Neigung des Menschen vermutlich in seiner ursprünglichen naiven, aber fundamentalen Neugierde zu suchen sei, welche für sein Kindesalter so charakteristisch ist. Damit wollte ich keinesfalls behaupten,

dass die Philosophie eine Wissenschaft unserer Kindlichkeit wäre. Ganz im Gegenteil: Keine andere Wissenschaft verlangt von uns mehr reifes Verständnis, Abwägung und Urteilsfähigkeit als eben die Philosophie. Wenn ich im Zusammenhang mit ihr von unserer ursprünglichen Naivität rede, dann möchte ich auf die Ursprünge der seelischen Reize dieser Wissenschaft hinweisen. Denn wie ist unsere diesbezügliche Erfahrung? Wie ist im Allgemeinen die Neugierde des Erwachsenen und wie diejenige des Kindes? Ist es nicht charakteristisch für das Kind, dass es seine Spielsachen aufmacht, um nachzuschauen, was in ihnen liegt? Was ist ihr Geheimnis? Woraus sind sie gemacht? Was bewegt die Augen im Kopf der Puppe? Sind nicht auch seine Fragen derart: Warum ist dies und das? Was ist sein Zweck? Wer hat es gemacht? Und wofür wurde es eigentlich gemacht? Wer hat die Welt erschaffen und weshalb? Und das Oberste Gericht? Und warum wird dort geurteilt? Seine Fragen sind wohl endlos. Und nachher? Später?

Später verstummen seine Fragen. Das Mannesalter hat sich damit abgefunden, seine Grundneugierde für unergiebig zu betrachten, hütet sich davor, und solche oder ähnliche Fragen wie etwa: „Was ist eigentlich die Wahrheit?“ oder „Was ist die Ungerechtigkeit?“, „Weshalb büßen wir dafür wie wir sind, obwohl wir uns nicht selbst erschaffen haben?“ tauchen in ihm nur noch selten auf. Solche Fragen fallen ihm meistens nur noch bei Begräbnissen und Hochzeiten, also in den kritischen oder interessanten Momenten des Lebens ein.

Der so genannte erwachsene Mensch pflegt zumeist solche Fragen zu stellen wie – in welcher Beziehung soll man zu seinen Vorgesetzten stehen? (was auch Goethe, Gracian und Knigge so häufig fragen) – wann ist es ratsam zu schweigen und wann laut für etwas zu kämpfen? – Oder als noch trivialeres Beispiel: Welche und wie viele Backsteine benötigt man für die Errichtung eines Hauses? – Ist dies zutreffend? Anscheinend ja – all unsere Erfahrungen deuten darauf hin. Das heißt, dass die Seele des so genannten erwachsenen Menschen am besten durch das zielgerichtete Interesse für konkrete Sachen charakterisierbar ist. Und wenn bereits das Wort konkret gefallen ist, sollten wir gleich auch sagen, was wir darunter verstehen sollten? Wir müssen es frühzeitig verkünden, dass wir in der Folge das als konkret bezeichnen wollen und werden, was in der Augennähe liegt, das heißt Teile der Wahrheit und somit nicht ihre Perspektive. Die großen Fragen sind immer auf der Suche nach der Perspektive und gerade dies ist beim erwachsenen Menschen nur noch selten – er hat seine großen Fragen längst aufgegeben aufgrund seiner Erfahrung, dass er auf sie sowieso keine im praktischen Sinne nützlichen Antworten erhalten kann. Er hört seinem Kind staunend und lächelnd zu, wenn es ihm etwa solche Fragen stellt: Wenn die Welt von Gott erschaffen wurde, warum nicht gleich auch die Häuser? – und denkt für sich, dass dies kindliche Fragen sind.

Die drei philosophischen Hauptfragen

Eine ganze Reihe von gleichen oder ähnlichen Fragen wird jedoch, beispielsweise, auch durch die Religionsphilosophie erhoben. Und nun einige Worte über den Ursprung dieser Fragen. Wie grenzenlos auch neuerdings der Gedanke und selbstbezweckt die Philosophie des Menschen geworden ist, erscheinen mir deren Ursprung und ursprüngliche Motive auf jeden Fall zweckdienlich, und folglich praktisch zu sein. Denn wie ich sie auch drehe und wende, kann ich darüber nichts anderes feststellen, als dass die Philosophie ursprünglich und vor allem auf folgende drei Fragen nach Antwort gesucht hat: Was ist die Ursache von etwas, also woher stammt es? – zweitens: Wie ist seine Sachlage? – und drittens: Wozu dient es, was ist sein Ziel? Dies hat ehemals die griechische Philosophie so definiert, indem sie für sich zum Grundsatz erklärte, dass bei der Untersuchung gleich welcher Dinge diese drei Fragen zu stellen sind – also nochmals: Wie ist diese Sache? Wie ist sie entstanden und wozu dient sie?

Und macht dies nicht ununterbrochen auch das Kind? Versuchen etwa nicht auch sein sich entfaltender und einfacher, weil noch auf seiner Naivität beruhender Intellekt und seine Neugierde sich aufgrund dieses Dreifachprinzips zu orientieren? Derart, dass man kaum in der Lage ist, ihm befriedigende Antworten zu geben.

Es macht also den Anschein, dass uns diese zwei Hauptaktivitäten des Geistes des menschlichen Wesens, sowohl seine Philosophie als auch seine Kunst, über die ständige Präsenz seiner kindlichen Naivität und somit über seine wichtigste Tugend, die schönste Eigenschaft seiner Seele, Zeugnis ablegen. Dass und weshalb auch seine Kunst aus seiner Naivität entspringt, darüber werden wir an passender Stelle noch selbstverständlich ausführlich reden müssen.

Vorerst bezeichnen wir aber unsere Ziele im Allgemeinen, das heißt weshalb und wie wollen wir über unseren Gegenstand reden. Dies bedeutet, dass wir zunächst über die Aufgaben der Ästhetik zu reden haben – und fangen auch wir dabei vielleicht mit den die Schönheit betreffenden Untersuchungen an, wie dies bei solchen Studien üblich ist.

Die Untersuchung des Schönheitsbegriffs

So viel können wir im Voraus wohl bereits jetzt festhalten, dass – so vielfältig die Künste auf uns auch einwirken mögen – das Gefühl der Schönheit, das heißt deren Freude vermögen sie in uns größtenteils in der Tat hervorzurufen. Trifft dies zu, dann beschäftigt sich die Ästhetik offensichtlich mit den Fragen des Gefallens und dessen Philosophie – und darüber hinaus, da das Gefallen Emotion ist, einerlei ob wir danach fragen, was für Emotion, oder was diese Emotion in uns

hervorzurufen pflegt – können wir in beiden Fällen nicht auf gewisse psychologische Untersuchungen verzichten. Demnach erscheint die Ästhetik teils als philosophisches und teils als psychologisches Studium. Und merken wir hier sogleich und noch rechtzeitig an, dass sie, da viel weniger eine Wissenschaft der Vernunft denn eine der Psychologie der Emotionen, nur demjenigen erfolgreiche Arbeit verspricht, der die Emotionen mag, weil ansonsten! – wäre es, als ob beispielsweise ein humorloser, trockener Mensch sich mit der Psychologie des Humors ernsthaft beschäftigen wollte, eine solche Seele, welche überhaupt keinen Sinn für Humor hätte... Also wiederholen wir: Zweierlei Gegenstände bieten sich hier zur Untersuchung an: Einerseits, was sind das für Erscheinungen, welche wir als schön empfinden? – und das werden wir auch tun: Gerade solchen Untersuchungen werden wir den größten Teil unserer Vorträge widmen – und andererseits: Welche Art Empfindung ist in uns diejenige der Schönheit? – dies werden wir hingegen nicht tun. Wir werden dies nicht eingehend untersuchen, und zwar hauptsächlich deswegen nicht, weil wir damit nie zu Rande kommen würden, so wie auch andere bis jetzt nicht. In Bezug auf die Schönheit sind wir im Besitze von zwei allgemein bekannten Definitionen, und beide definieren sowohl das Gefühl der Schönheit wie auch die schönen Dinge gleichzeitig und sogar miteinander: das Eine mit dem Anderen. Eine ist die wohlbekannte Bestimmung von Kant, wonach schön ist, was ohne Interesse gefällt – und darin, wie ersichtlich, bleibt er uns die Bestimmung des „Gefallen“-Begriffs schuldig, nämlich was für eine Empfindung ist das „Gefallen“, wann stellt sie sich ein und welche Dinge pflegen sie in uns hervorrufen? Aber diese Definition ruft auch schon deswegen große Verwirrung hervor, weil wir auch darüber nichts Bestimmtes wissen können, was wir in aller Welt als unser Interesse bezeichnen sollen. Wir können den Begriff des Interesses folgendermaßen bestimmen: Das Interesse des Menschen ist dort, wohin ihn seine Sehnsüchte lenken. Damit hapert es jedoch, da wir wissen, dass der Mensch durch seine Sehnsüchte sehr oft gerade ins Verderben geriet. Beispielsweise möchte ich sehr gerne Karten spielen und meine Mutter meint dazu: Das liegt nicht in deinem Interesse. Sie hält nämlich nicht die jeweilige Befriedigung meiner momentanen Sehnsüchte für mein Interesse, aber auch die Kirche und weltliche Sittenlehren nicht, den Hedonismus ausgenommen. Meine Mutter sagt mir beispielsweise: – „Du sollst jetzt kein Wasser trinken, du bist gelaufen und bist davon erhitzt.“ – Was im Interesse meines Organismus liegt, darauf macht er mich auch aufmerksam – pflegt man zu sagen. Dies ist jedoch so nicht ganz zutreffend und in der Natur ist die Durchführung dieses Prinzips nicht so konsequent. Wenn ich erhitzt bin, benötigt mein Organismus wegen der erhöhten Verdunstung zweifelsohne Wasser, des Weiteren auch Abkühlung, folglich liegen beide in seinem Interesse, daher ermahnt er mich auch – aber dass ich mich rasch abkühle, liegt nicht mehr in seinem Interesse, würde ihm sogar schaden – daran ermahnt er mich aber seltsamerweise nicht, wohl aber meine

Mutter. – Kurzum sind die Gesetze der Natur nicht minuziös, nicht das Ergebnis von großer Umsicht. Sie erscheinen eher als die Durchführung großer, allgemeiner Prinzipien, und scheinen die Welt nur wirt durcheinander zu lenken. Um hierzu nur ein Beispiel zu erwähnen, fällt Regen auch in die Meere, wo kein Mangel an Wasser herrscht und auch über die Städte, wo er weniger gebraucht wird als über den Äckern.

Die Kant'sche Interesselosigkeit

Zurückkehrend zu den vorangegangenen Gedanken, sollte man also auch diesbezüglich zwischen der dauernden und der augenblicklichen Nützlichkeit, also Genuss, unterscheiden, umso mehr, als dass beide oft im Gegensatz zueinander stehen. Hingegen erscheint es aus bestimmten Gründen eindeutig, dass wir unsere Genüsse auch als in unserem Interesse liegend betrachten können. Trotz unserer bereits diesbezüglichen Verwirrung müssen wir annehmen, dass die Kant'sche Definition den dauerhaften Nutzen aus unserem Gefallen auszuschließen beabsichtigt.

Lassen wir aber den Gedanken des dauernden Nutzens fallen und erleichtern unsere Aufgabe dadurch, dass wir das Wort „Interesse“ hier mit dem Begehren gleichsetzen, und nehmen wir an, dass Kant hier das begehrenslose Gefallen als oberstes Kriterium der ästhetischen Schönheit definierte: Wir stehen vor einem schönen Apfel oder einer schönen Frau und wir sind davon bezaubert, ohne sie zu begehren – also hochtrabend ausgedrückt: ohne irdischen Wünsche (wenn der Wunsch unser Gefallen nicht beeinflusst). Selbst wenn wir das Wort „Interesse“ derart deuten, müssen wir ihm widersprechen und zwar aus psychologischen Gründen. Es ist wahr, dass wir im Anblick des wunderschönen, echten Apfels nicht unbedingt und vor allem daran denken, wie gut es wäre hineinzubeißen, ihn zu essen, obschon unser Benehmen einem schönen Kind gegenüber manchmal diesen Verdacht erwecken könnte...

Lieben:

Dies Bedeutet auch den Wunsch nach Einverleiben,

... da wir in unserer heißen Hilflosigkeit, es uns nicht aneignen zu können, es so lange ans Herz drücken, bis es aufschreit; in welchen Fällen die zwei gegensätzlich scheinenden Manifestationen des wunscherfüllten Gefallens, dass ich sowohl das Kalbfleisch wie auch Karlchen liebe, in ihrer Tendenz sinnlich werden, da ich eigentlich beide verschlingen möchte – wie es auch wahrscheinlich ist, dass beide aus einem gemeinsamen Urquell entspringen. Denn was

machen ja sogar die Mütter? – Ich fresse dich auf. Ich zerdrücke deine Knochen! – rufen sie, und tun es auch beinahe, das heißt sie werden zu Peinigern in ihrer Unbefriedigtheit. Aber dies ist bloß eine Abweichung. Wir sprachen darüber, ob ein schöner Apfel bei uns unbedingt Appetit hervorruft. Nicht unbedingt – haben wir festgestellt. Noch weniger bei einem gemalten Apfel! Bei dem lockt uns wohl keinesfalls sein erwarteter Geschmack, sondern es ist seine malerische Form, die uns reizt. Die Schönheit eines Pfaus, eines Domes oder eines Teppichs kann auch weder Liebe noch Appetit hervorrufen, ebenso wie beispielsweise auch Ghirlandaio's warzennasiger, prächtiger Großvater keine solche Wünsche und Hoffnungen hervorzurufen vermag, während dem wir gerade seine charakteristische Warze am meisten bewundern. Wohlverstanden gilt das Gleiche für Brueghel's Missgestalten, Velasquez's krüppelhafte Zwerge usw. Wenn wir also in einem solchen, sozusagen praktischen Sinne: vom Standpunkt der leicht, mit einfacher Prüfung feststellbaren Wunscherfüllung das von Kant stammende Wort betrachten, dann müssen wir ihm Recht geben. Aber was haben wir davon? Was sich in jenem Geisteszustand verbirgt, wenn uns etwas gefällt, damit können wir kaum je fertig werden, höchstens können wir um diese Schwierigkeit herumtanzen. Ist es aber nicht besser, wenn wir es dann von mehreren Seiten betrachten und so auch mehr darüber erfahren können? Wir können beispielsweise fragen, ob sich in der Schönheit wirklich keinerlei Befriedigung verbirgt?

Dies ist nämlich auch zu untersuchen, wenn wir der Kant'schen Interesselosigkeit auf den Grund gehen wollen. Da: Wenn etwas Schönes gefällt, dieses Gefallen ja bereits auch die Freude des Eigennutzes ist und somit gleichzeitig unser Nutzen und Interesse. Wir können sogar behaupten, dass es dann ein vom Eigennutz unseres Organismus untrennbares Gefühl ist – da ja die Freuden des Eigennutzes jeweils derart sind, dass sie die Befriedigung von irgendwelchen unserer Wünsche verbergen. Nehmen wir dazu dieses Beispiel: Wenn man jemanden dazu verurteilen würde, während vierzig Jahren nichts anderes als die schönsten Berge oder grünen Blumenwiesen anschauen zu dürfen, dann ist es kaum vorstellbar, dass er sie noch immer für schön hielte. Wenn jemand hingegen aus einer verrauchten, schmutzigen Stadt, wo er sich lange aufzuhalten hatte, dort ankommt...

Die Befriedigung in der Schönheit

Hat sich der Betreffende nach den grünen Bergen gesehnt? Nicht einmal das ist sicher, dass sich in ihm ein solcher Wunsch ausgebildet hatte. Man kann jedoch von ihm getrost annehmen, dass sich sein gesamter Organismus nach den durch die Änderung verursachten Reizen gesehnt hat: Nach der verrauchten Stadt hat er andere Reize gebraucht und siehe, die grünen Berge und Wiesen haben seinen

Augen und übrigen Sinnen diese Änderung gebracht. Falls in dem Gefallen kein solches Element enthalten wäre, wenn die zwangsläufigen Wünsche nach veränderlichen Reizen in uns nicht auch diesbezüglich mitwirken würden, dann könnten wir das Meisterstück irgendeines Künstlers beliebig oft anschauen – sagen wir täglich zehnmal während zehn Jahren – und es müsste fortlaufend das gleiche Gefallen in uns hervorrufen. Wir wissen jedoch, dass dies nicht der Fall ist. Wenn mir eine Landschaft auch aus dem Grund gefällt, weil ich ein Bedürfnis nach Veränderung hatte, und ein Bild deshalb *nicht*, weil ich Bedarf nach Veränderung empfinde, da mich dessen Anblick ermüdet hat, es mir überdrüssig wurde (da mir auch das schönste Bild nicht mehr gefallen kann, wenn ich es ununterbrochen anschau) – wenn all dies zutrifft, dann spielt die Sehnsucht dabei eine Rolle, weil deren Befriedigung sich darin versteckt und folglich hier von Interesselosigkeit nicht die Rede sein kann. Wozu ist dann diese beinahe mathematischen Charakter aufweisende, weil so abstrakte Bestimmung noch gut? Das Schöne ist eine konkrete Sache und die Empfindung der Schönheit ein konkretes Gefühl. Daher können wir mit etwas, das Beide derart abstrakt definiert, kaum etwas anfangen. Folglich kann es vom Standpunkt unserer Untersuchungen getrost als unergiebig bezeichnet werden. Wozu eignet es sich trotzdem? Dazu, dass es auf einen absoluten Augenblick des ästhetischen Gefallens aufmerksam macht, auf einen derartigen Augenblick, welchen wir in der Wirklichkeit eigentlich nur höchst selten erleben können.

Was ist das Gefallen?

Was bedeutet nämlich, dass etwas „gefällt“? Und woraus besteht es? Ist beispielsweise meine Ergriffenheit Gefallen, wenn mich ein Leierkasten zu Tränen rühren kann? Des Weiteren: Verbirgt sich mein Interesse hinter meiner Ergriffenheit? Ich habe keine Ahnung. Was ist dann aber das Gefallen? – dies ist gerade das Wesentliche hier. Wir müssten sogleich auf die Gebiete der Psychologie hinüberwechseln, damit wir diesem psychischen Phänomen näherkommen können. Und wir werden auch dies nicht tun, und zwar gerade bei dieser Frage nicht, weil wir nach dem aktuellen Stand der Psychologie die Untersuchungen dieser Frage für unergiebig erachten. Sprechen wir also mutig aus, dass wir nicht wissen, welcher Vorgang sich abspielt, wenn einer Seele etwas gefällt. Wir wissen nur so viel aus Erfahrung, das heißt, können auf geschichtlichem Wege feststellen, was es ist, das ihr zu gefallen pflegt.

So sehr wir auch die Psychologie schätzen, werden wir gerade bei diesem Punkt nicht so sehr den Genießer untersuchen und auch nicht, weshalb dessen Seele etwas gefällt, sondern das Objekt, namentlich, welche Bedingungen darin es ermöglichen, welche Elemente unser Gefallen hervorzurufen pflegen. Auf-

grund dieser Erfahrungen werden wir dann versuchen, daraus gewisse Gesetzmäßigkeiten festzustellen.

Das Gefallen als biologisches Phänomen

Das Gefallen selber ist nämlich, wie sämtliche Phänomene oder Vorgänge der Seele, ebenfalls etwas sehr Kompliziertes. Weil wir beispielsweise etwas Derartiges schon jetzt feststellen können, werden wir es auch tun: Es scheint, dass dem menschlichen Organismus veränderliche Reize behagen und dass nach Feststellung der Biologie ihn wahrscheinlich nur solche am Leben zu erhalten vermögen. Die gleichmäßigen Reize rufen in ihm anfänglich Langeweile und danach Widerwille hervor und können ihn sogar umbringen. (Im Fernen Osten ist dies auch als Exekutionsart gebräuchlich – stellen wir uns vor: wie wirkt es, wenn jemandem zwei Tage lang ununterbrochen das Gesicht gestreichelt wird.) Derartiges werden wir auch auf dem Gebiete der Schönheit feststellen müssen: Dass die Seele auch darin das liebt, was abwechslungsreich ist. Anders gesagt: Es scheint, dass dort, wo die Geschwindigkeit groß ist, im Organismus auch verhindernde, verlangsamende, bremsende Kraft benötigt wird. Wir werden auch in dieser Hinsicht die Lehre aus der Physiologie nutzen: So wie die Funktion unseres Herzens und aller übrigen Organe etwas gleichermaßen beschleunigen und verlangsamern muss (vagus und accelerans) – ebenso wirkt nur das wohltuend auf uns auf den Gebieten der Schönheit, was in seiner Geschwindigkeit gehindert ist, was keinen ganz glatten Verlauf aufweist, was auch Widerspruch enthält. Beispielsweise: in den Formen die Kontroverse, in der Feinheit der Ausführung die Rohheit, oder inhaltlich: in den Eigenschaften der beschriebenen Personen der Kontrast. Und darüber hinaus: Es macht den Anschein, dass der menschliche Organismus das, was zu langsam ist, was keinen Schwung besitzt, nicht gerne annimmt, da er aufgrund ebenfalls physiologischer Erkenntnisse auch selbst die Heimat von schwungvollen Bewegungen ist... usw. Wir werden die genießende Seele nur so weit, d. h. nicht weiter, untersuchen und im Übrigen, wie schon gesagt, eher ihren Gegenstand selbst ins Auge fassen und aufgrund unserer Erfahrungen der Frage nachgehen: Was ist das, was dem menschlichen Wesen zu gefallen pflegt?

Die Stendhal'sche Definition

Vergessen wir aber auch die andere weltberühmte Schönheitsdefinition nicht, welche von Stendhal stammt. Die Schönheit ist das Versprechen des Glücks – sagt Stendhal. Wenn man die Kant'sche Definition im Allgemeinen als objektiv

zu bezeichnen pflegt, dann vielleicht gerade deshalb, weil er sich darin mit der Empfindung der Schönheit, d. h. deren Subjektivität, nicht beschäftigt, deren Wirkung auf uns keine Aufmerksamkeit schenkt. Er behauptet nämlich, dass die reine Schönheit unserem Eigennutz nichts anderes als bloß die interessenfreie reine Freude verspricht. Stendhal hingegen – dessen Definition im Gegensatz zur Kant'schen man als subjektiv zu bezeichnen pflegt – lässt, gerade umgekehrt, von ihr die glanzvollste Vollentfaltung unseres Eigennutzes, das Glück, versprechen (wie auch unser großer Denker Ernő Osvát schreibt, dass von den schönen Sachen das Herz durstig wird). Und damit können wir bereits etwas mehr anfangen, selbst wenn wir nicht wissen, was das Glück ist, und noch weniger, was die Verheißung des Glücks?...

Aber halten wir hier vielleicht für einen Augenblick an. Glück – über dieses himmlische Phänomen haben schon viele fantasiert und wenn ich mich recht erinnere, hat es Flaubert von äußeren Umständen abhängig gemacht: – Franzose zu sein, jung, reich, Künstler, verliebt, dies ist das Glück – so etwa sagte er. Demgegenüber sah ich auch schon einen solchen Menschen, den ein gutes Mittagessen oder eine gute Zigarre glücklich gemacht hat und habe andererseits auch von solchen gehört, der sich im Besitz von Flauberts äußeren Bedingungen das Leben nahm. Was folgt daraus? Vorerst und vor allem: Dass es zumindest von oberflächlichem Denken zeugt, sich das Glück als Dauerzustand vorzustellen, weil alleine schon den Dauerzustand des Glücksgefühls vorzustellen langweilig ist, geschweige denn zu erleben. Folglich, wenn es langweilig ist, kann es kein Glück sein. (Und auch ansonsten: Bereits aus der Natur des Gefühls folgt, dass es nicht langdauernd sein kann.) Ferner zweitens: Bei der Frage des Gefallens haben wir bereits die psychologische Untersuchung damit abgelehnt, dass wir die durch die Schönheit hervorgerufene seelische Bewegung mit unseren bisherigen Methoden weder richtig zu erkennen noch zu charakterisieren in der Lage sind und dass wir folglich nicht die Seele des Genießenden untersuchen werden, sondern wodurch das Objekt dem Menschen Freude zu bereiten pflegt. Nun werden wir jetzt aber gerade das Gegenteil tun, denn: Wir anerkennen, dass die Bedürftigkeit häufig Unglückseligkeit verursacht, hingegen bezweifeln wir es stark, dass Reichtum glücklich machen würde, selbst wenn wir die übrigen großen Gaben laut Flaubert hinzufügen. Niemand kann in Kenntnis des Lebens so kühn sein, die These zu verkünden, dass die jungen französischen Künstler glücklich seien. Und weshalb kann man dies nicht verkünden? Weil, obschon wir zur Charakterisierung des Glücks noch weniger imstande sind wie des Gefallens, wir so viel darüber wissen, dass manche Menschen leichter zu beglücken sind als andere. Wäre es daher in diesem Fall nicht doch besser, trotz allem die seelischen Voraussetzungen des menschlichen Wesens zum Gegenstand der Untersuchung zu machen? Das heißt: Wer ist das zum Glück fähige Gemüt, weil wir ja wissen, dass ein gutes Temperament die größte Mitgift ist – und des Weiteren: Unter

welchen seelischen Bedingungen ist das menschliche Wesen empfänglicher für das Glück, wann ist es würdiger für jene Erlebnisse, nach denen es sich sehnte? Und darüber hinaus: Ob beispielsweise der Überraschung, der plötzlichen Freude darin eine größere Rolle zufällt, als der Erfüllung des dauernden Wunsches? Ist eher die Bedürftigkeit oder der Reichtum zum Glück befähigt? Aus psychologischer Hinsicht könnten wir auch noch die Frage aufwerfen, ob die Glückseligkeit nicht ein Zustand ist, in welchem das menschliche Wesen so selbstvergessen wird, dass es in den Urzustand der Zeitlosigkeit zurücktaucht, in welchem es endlich von seinen ewigen Befürchtungen befreit wird? (Angst als Hauptprinzip des menschlichen Lebens – schreibt über diese Befürchtung ein deutscher Psychologe.) In diesem Zustand wird man von all seiner zwangsmäßigen Aufmerksamkeit befreit. Dieser wundersame Seelenzustand charakterisiert größtenteils auch die Freuden, aber die vorgestellte Glückseligkeit noch viel mehr. Ich habe jetzt über vorgestellte Glückseligkeit gesprochen, und dies wird offensichtlich verständlich, wenn wir bedenken, dass die Glückseligkeit vielleicht nur so etwas ist, das ausschließlich in den Sehnsüchten und Träumen des Menschen existiert, dessen irgendwie geartetes Urbild in der Tiefe der Seele lebt und das eigentlich wirklich zu erleben ihm gar nicht vergönnt wird. Usw. All diese Fragen könnte man stellen, aber vielleicht brauchen wir sie gar nicht, weil, selbst wenn wir weder wissen was Glückseligkeit ist, noch wie sie im menschlichen Herzen zustande kommt, wir jene Feststellung, dass die Schönheit das Versprechen des Glücks ist, dennoch für bemerkenswert halten.

Denn sie weist auf außerordentlich interessante seelische Tatsachen hin und gerade darin, dass sie nicht das reine, von irdischen Sehnsüchten freie Ideal des Gefallens in seiner Definition sucht, sondern geradezu die sogleich daran anknüpfenden und mit Sehnsüchten schwangeren Gefühle zitiert... und nicht aussagt, dass die Schönheit glücklich macht, sondern bloß, dass sie die Glückseligkeit *verspricht*... Und Stendhal hält angesichts seiner außerordentlichen Lebenserfahrung bei diesem Versprechen auch inne. Und dies zu unserer großen Freude, da wir dadurch jene Unbefriedigtheit erwiesen sehen, welche auch wir so oft erfahren im Laufe unseres Lebens, dass nämlich alle Schönheiten unserer Fantasie, und somit auch jene der Künste, uns bloß den Anschein der Dinge projizieren und niemals die Dinge selbst... mit anderen Worten: Wir können uns weder die gemalten Äpfel aneignen noch die Romanheldin, in welche wir uns unsterblich verlieben... Stendhal weist uns folglich mit diesem Wort „Versprechen“ den Weg zum Verständnis dazu, worin ein melancholisches Element des Kunstgenusses zu suchen sei. Weswegen ein Leben, das unter lauter Fantasien verlief, melancholischen Charakter besitzt? Und welcher Art der Kater ist, welcher von dem langen und pausenlosen Spiel der Fantasie im menschlichen Herzen hervorgerufen wird – mit anderen Worten, worin unterscheidet sich der

Kater der eingebildeten Befriedigungen von den echten Genüssen? Dies sind die Fragen, die in uns infolge der Stendhal'schen Definition auftauchen.

Die melancholischen Elemente der Ursprünge der Kunst

Die riesige und monumentale Kunstmasse der Welt beinhaltet zweifelsohne auch gewisse melancholische Elemente – was nicht so viel bedeutet, dass die Künste auch in ihren *Themen* unbedingt melancholisch oder tragisch wären, obschon sowohl die Literatur- wie auch die Musikkunst dazu zu neigen scheinen. Des Weiteren will diese Feststellung noch weniger bedeuten, dass ihre Ausführung melancholisch sei, also, dass der Künstler selbst beim Erschaffen melancholisch wäre. Im Laufe der Zeit werden wir sogar genau das Gegenteil beweisen. Diese Feststellung bedeutet hier vor allem, dass Entstehung, Abstammung und Ursprung der Künste in uns auch solche melancholische Beweggründe haben. Beispielsweise ist auch diese Absicht derart: Ich beschreibe das, was nie mehr wiederkehrt... daher beschreibe oder male ich dich, Liebling, weil ich bewahren will, wie wunderschön du heute warst. Spürt man etwa nicht, welcher Seufzer sich in der Tiefe dieser Absicht verbirgt, geschweige denn in dem bezaubernden Vorgang, mittels welchem diese Absicht Ausdruck erlangt: War, war und war... in jener überwältigenden, nahezu hypnotisierenden Gleichmäßigkeit, mit welcher die Erzähler uns die Vergänglichkeit spüren lassen – dass das, was vergangen ist, nirgends mehr existiert – kurz und gut: Diese melancholischen Elemente der Ursprünge der Kunst vollbringen zweifelsohne ihre Wirkung auch in uns während des Kunstgenusses und dazu gesellt sich natürlich auch jene melancholisch wirkende Tatsache, dass wir beispielsweise die lieb gewordenen Figuren eines Romans in unserem Leben nie und nirgends treffen können. Vielleicht will ich aber jetzt nicht damit fortfahren, da ich hoffe, an passender Stelle noch darauf hinweisen zu können. Und nun fassen wir vielleicht zusammen, worüber wir bisher gesprochen haben. Wir sagten, dass die philosophischen Untersuchungen, bei Lichte gesehen, ebenso Ausflüsse der Naivität der Seele sind, wie auch jede Art Künste des Menschen. Danach haben wir die zwei wichtigen Definitionen der Schönheit flüchtig beurteilt.

Und wir waren beim Stendhal'schen und jenem Punkt, dass die Kunst anscheinend eigentlich die mit Melancholie belastete Freude des menschlichen Wesens ist und dass mich Stendhals Definition auf jenes Element der Kunst aufmerksam gemacht hat, dass die Kunst die Erfüllung nur verspricht, und da sie die Welt der Blendungen ist, damit nur verlockt. Wer folglich *nur* in der Kunst lebt, lediglich in der Fantasie, nur ein halbes Leben lebt.

Die Schönheit als moralisches Präzedens

Diese Definition macht uns jedoch auch auf noch wichtigere Dinge aufmerksam. Und auf Grund dessen könnten wir sogar kühn behaupten, dass wir eigentlich an gar nichts mehr Interesse hätten als gerade an der Schönheit. Vergessen wir nämlich nicht, wohin uns die Schönheit befördert, wozu sie uns verführt? Du bist schön – ich liebe dich! Spielt es sich etwa nicht so ab in unserer Seele? Und in diesem Fall hat Stendhal schon aus diesem Grund Recht, wenn er durch sie das Glück versprechen lässt, weil Lieben offenbar ein Grundelement des Glückes in uns ist. Und in diesem Fall gehen mit dieser Verführung auch moralische Konsequenzen einher. Wie auch immer nach meiner Meinung die Begriffe der Liebe und der Güte auseinanderzuhalten sind – der eine ist eine unserer Emotionen, der andere unsere Absicht oder Wille. Die Güte ist die definitive Absicht des moralischen Empfindens – die Liebe kann auch hassen oder morden, die Güte hingegen nie! Ich sage also, dass wie sehr auch immer die zwei auseinanderzuhalten sind, niemand es leugnen kann, dass die Liebe auch moralische Folgen in der Seele hat. Wenn uns etwas gefällt, dann sind wir dazu geneigt es zu lieben. Ich kann sogar behaupten, dass die Liebe bei den Menschen zumeist auf diesem Wege entsteht, also auf dem Wege der Schönheit. Wie ich es bereits gesagt habe, so: Du bist schön, ich liebe dich. Daraus folgt, dass ich zu etwas, das ich liebe, eher geneigt bin, auch gut zu sein. Spielt es sich etwa nicht so ab im menschlichen Herzen?

Die Intensität der Schönheit

Daraus folgt, dass uns die Schönheit auch in die Gefilde der Moral mitnimmt, woraus ersichtlich wird, welche große Macht sie ist! Bei guter Laune könnten wir sogar getrost behaupten, dass sie über uns die allergrößte Macht der Welt besitzt. Offensichtlich war auch dies die Absicht der Natur, da sie die Schönheit ja vornehmlich an die Oberflächen und somit für unsere Sinne leicht wahrnehmbar platzierte. Sie wirkt auch in der Tat, und dazu mit welcher Intensität! Oder ist es etwa nicht so, dass sich sämtliche anderen Werte der Dinge und auch des menschlichen Wesens im Vergleich dazu tief unter der Oberfläche und nur schwer entdeckbar verbergen? Denken wir dabei nur daran, wie schwer es ist von einer Person festzustellen, ob sie wirklich herzensgut sei. Wir sehen sofort selbst von einer Taschenuhr, ob sie schön sei, aber zur Feststellung ihrer Ganggenauigkeit benötigt man wesentlich mehr Zeit. Analog können wir uns auch über die Sittlichkeit und die übrigen Eigenschaften des Menschen nur schwieriger und über viel mittelbareren Wegen ins Bild setzen als über seine Schönheit. Es ist

beispielsweise beinahe selbstverständlich, dass wir sofort dazu bereit sind, ein schönes Kind zu lieben – wir strecken ihm all unsere Gutmütigkeit um seiner Schönheit willen vor.

Die Schönheit verspricht auch unserem Eigennutz Gutes

Die Schönheit hat außerdem auch noch eine andere Wirkung auf uns. Und hier fällt mir eine Bemerkung von Leonardo da Vinci ein, wonach irgendeine Maschinerie nur dann gut sein kann, wenn sie auch gute Proportionen und räumliche Schönheit besitzt.

Eine großartige Wahrheit verbirgt sich in der Tiefe dieser Feststellung, weil nach unseren Erfahrungen irgendein Organismus nur dann wirklich gut funktionieren kann, wenn er ganzheitlich ist – ein Organismus muss auch Ganzheitlichkeit haben und wenn er wirklich ganzheitlich ist, dann ist das auch an seiner Form ersichtlich. Kehren wir dies jetzt um: – Wenn etwas schön ist, dann folgern wir daraus, dass es auch gut ist, gut funktionieren und uns befriedigen wird. Wiederum das einfache Beispiel zitierend: Von einem schönen Apfel stellen wir uns doch vor, dass auch sein Fleisch gut ist, dass er auch wohlschmeckend ist. Folglich hat Stendhal auch darin recht – die Schönheit verspricht wirklich, dass sie uns beglücken wird und ihr Versprechen ist dazu noch zweifach: Einerseits, weil sie jene Hoffnung erweckt, dass wir ihren Gegenstand lieben werden, und andererseits, weil sie auch noch verspricht, dass sie unseren Eigennutz zufriedenstellen wird. Infolge dessen werden nicht nur wir selber besser, da uns unsere Liebe gutmütig stimmt, anders gesagt, weil sie auf uns ethisch wirkt, sondern auch im egozentrischen Sinne, da wir ja von ihr erhoffen, dass sie uns auch sonstige Freude oder Genuss bereiten wird. Und jetzt können wir erneut die Frage stellen: Wirkt die Schönheit wirklich interesselos? Außer dem bereits Gesagten könnte es ja auch noch sein, dass dies das theoretische Kriterium ihrer impulsiven oder anfänglichen Wirkung ist, dass jedoch danach und unmittelbar nach dem Impuls sich beliebig viele unserer Interessen an diese Interesselosigkeit anknüpfen.

Ich habe das Gefühl, dass diese Feststellung Leonardos uns zu noch einer und als ziemlich notwendig zu bezeichnenden Untersuchung berechtigt, nämlich dazu, dass wir seinen Satz noch einmal umdrehen. Stellen wir also gleich die Frage, ob wir uns nicht eine solche Maschine vorstellen können, welche in ihren Teilen in jeder Hinsicht gut proportioniert ist (oder wie man zu sagen pflegt: gewisse objektive Kriterien der Schönheit in sich trägt) und trotzdem, dass sie sich als gute Maschine ausgibt, für nichts zu gebrauchen ist, weil sie eine falsche Maschine ist. Unsere Antwort darauf wird sich in unseren weiteren Fragen

verbergen. Gibt es denn solche Äpfel, welche wunderschön aussehen, aber innerlich mangelhaft sind? Und gibt es nicht tausenderlei andere ähnliche Dinge? Wunderschön aussehende, aber kranke Kinder mit schwacher Konstitution? Daraus folgt also, dass schon aus dem Grund, weil nach unseren Erfahrungen jeder Organismus, welcher gut funktioniert, zugleich ökonomisch und gut proportioniert erbaut ist, auch der gut funktionierende Organismus die Merkmale ihrer Ökonomie in ihrer guten Proportionierung normalerweise tatsächlich auf sich trägt (und offensichtlich veranlasst uns gerade diese Erfahrung zu dem Optimismus, von dem, was schön ist, auch Gutes zu erhoffen). – Dies bewahrheitet sich trotzdem nicht immer, weil nicht jede gute Proportioniertheit Gewähr dafür ist, dass sie Gutes bzw. Brauchbares in sich birgt. Diese These könnte beispielhaft damit demonstriert werden, dass nach allen unseren Erfahrungen die Darstellung einer menschlichen Gestalt mit Flügeln, derart, dass sie auch gut proportioniert wirkt – eine Aufgabe ist, wozu die Vorstellung seit Jahrtausenden fähig war und dies sogar mit sechs Flügeln versucht hatte, wie dies die Denkmäler der babylonischen Kunst beweisen. Im gleichen Sinne hat sie auch Löwenkörper mit menschlichem Kopf, dazu noch mit weiblichen Brüsten und sogar mit Flügeln – wie bei den Ägyptern – sowie auch Kentauren mit Pferdeleib, Faune mit Ziegenfüßen, Riesen mit einem Auge auf der Stirn dargestellt – und all dies, wiederholen wir, kann dem Schein nach wohlproportioniert ausgeführt sein – aber fragen wir einen Physiologen, ob man sich so etwas strukturell vorstellen kann. Mit anderen Worten: Ob ein menschlicher Körper richtig proportioniert erbaut werden kann, in welchen nicht nur brauchbare Arme, sondern dazu auch noch brauchbare, d. h. mit den erforderlichen Muskeln und deren Verankerung versehene Flügel nebeneinander in die Körperkonstruktion eingefügt sind?

Und weshalb hat der Seehund keine Beine? Oder weshalb verfügen die Vögel neben ihren Flügeln nicht auch noch über Arme? Woher kommt es zum Beispiel, dass bei den Laufvögeln sogar die Flügel verkümmern? Offensichtlich davon, dass anscheinend alle Organe oder Körperteile von Lebewesen sich im Einklang mit deren Lebensumständen und dringendsten Bedürfnissen entwickelt und geformt haben, d. h. jeweils so, dass sie daraus optimal profitieren können und zugleich in der ökonomischsten Anordnung – dies ist aber gemäß allen unseren Erfahrungen einzig in organischen und richtig *proportionierten* Strukturen möglich. Demnach: Wahrscheinlich kann nur eine gut proportionierte Maschine eine gute Maschine sein – hingegen bietet der Anschein von Proportionalität nicht immer Gewähr für ihre Güte. (Davon abgesehen haben wir die Proportionalität jeweils als eine der Säulen der Schönheit empfunden, welche daher für uns offenbar die Schönheit selbst oder zumindest deren Tendenz zu bedeuten vermag.)

Die Schönheiten der Wirklichkeit und der Kunst

Ich sprach also von der Schönheit, beziehungsweise anfänglich und eigentlich darüber, durch was alles die Schönheit auf uns wirkt und wie sie sich in unserer Seele mit vielerlei verknüpft – und auch dies tat ich bloß vorläufig und nur flüchtig. Im Übrigen versprach ich, dass ich eher den Gegenstand der Schönheit als das Empfinden des Gefallens untersuchen werde. Ich muss jedoch auch diesbezüglich meine Untersuchungen begrenzen, da die Ästhetik eigentlich dazu berufen ist, die Gesetzmäßigkeiten von allerlei Schönheiten zu erforschen, das heißt nicht bloß diejenigen der Künste, umso mehr, als ja die Künste, was wir noch eingehend erörtern werden müssen, stark mit der Wirklichkeit in Zusammenhang stehen, zumindest in einem solchen, in welchem das Kind zu seiner Mutter zu sein pflegt: Und ich bitte Sie bereits jetzt sofort, diesen Vergleich nicht zu vergessen. Das künstlerische Produkt ist ein neues und neuartiges Geschöpf, von ganz andersartigen Gesetzen beherrscht, als seine Mutter, von der es stammt, und dies galt bereits damals, als es noch mit ihr über die Nabelschnur verbunden war. Aber selbst wenn es andersartig ist, dennoch entstammt es irgendwoher, und dies sollten wir nicht vergessen. Es ist zwar ein ganz andersartiges Geschöpf, aber hat offenbar dennoch irgendwelche Ähnlichkeit zu seiner Mutter, folglich auch zu ihrer Schönheit... – aber dies verlangt nach genauerer Formulierung. Deswegen, weil uns in der Kunst etwas ganz anderes gefällt als im Leben – welches Beispiel sollen wir hierzu bringen? Wenn jemand von einem sehr schönen Kind ein Porträt malt, so wird es vielleicht auch auf dem Porträt ein sehr schönes Kind, obwohl dabei das Gemälde als künstlerische Arbeit minderwertig sein mag. Oder: Ein Maler wird darauf aufmerksam gemacht, wie schön heute die Abenddämmerung sei – weshalb wird er sie nicht malen? Weil die Abenddämmerung zwar in der Tat sehr schön ist, sie eignet sich aber nicht als Thema, denn als Gemälde wäre sie hässlich, Kitsch – antwortet der Maler. Wie er ja bekanntlich die Welt gar nicht so beobachtet – er richtet sich nicht nach deren wirklichen Schönheiten, wählt seine Themen nicht danach, da er andersartige Schönheiten sucht: Er wählt beispielsweise vielleicht ein sehr hässliches Gesicht aus, und macht gerade davon ein großartiges Bild. Wenn die Schönheit der Wirklichkeit diejenige der Kunst bestimmen würde, dann wären beispielsweise die Landschaftsmaler der Schweiz die größten Meister. Sie sind es aber nicht – der Maler eines Misthaufens könnte sie übertreffen. Kurz und gut: Falls eine Person oder ein Gegenstand für uns auch einen widerwärtigen Anblick böte, sie könnte in ihrer künstlerischen Darstellung unvergessliche Freuden bereiten, dank der Kraft ihrer Darstellung oder sonstigen künstlerischen Qualitäten – so ergeht es uns beispielsweise mit Tolstoi's Polikuskaja oder mit Breughel's Krüppelgestalten.

Nebenbei bemerkt: Es hat sich im allgemeinen Bewusstsein seltsamerweise sowieso eine Art konventionelle Pragmatik etabliert darüber, welche Dinge der

Wirklichkeit unbedingt für schön zu halten sind – darunter: das Gold, das Silber, der Samt, die rosarote Morgendämmerung und das hellblaue Himmelszelt. Ein Maler wird hingegen stattdessen vielleicht gerade einen Misthaufen als sein Thema wählen, aus künstlerischen Gründen, da er immer und in allem die malerische Schönheit will und unbedingt danach sucht. Und in der Kunst der Literatur verhält es sich genau gleich: Eine wirkliche Geschichte kann sehr rührend sein, aber als Thema gleichwohl gänzlich ungeeignet, weil es als Kunstwerk minderwertig wird. Und dennoch, obschon dies so wahr ist, besteht offensichtlich auch zwischen diesen beiden irgendwelche Verwandtschaft: Die Schönheiten der Wirklichkeit und der Kunst haben doch einen Zusammenhang und sobald man dies feststellen kann – müssten wir, selbst wenn wir unsere Ziele auf die Untersuchung der Kunstästhetik beschränken würden, eigentlich alles in Augenschein nehmen, was dem Menschen gefallen kann: den Sonnenuntergang ebenso wie die Maschinen. Davon, dass dies keine künstlich erzwungene Untersuchung wäre, zeugen jene großen Zusammenhänge, welche in den gegenseitigen Wirkungen der Kunst und der Wirklichkeit jederzeit nachweisbar waren. Widmen wir nun auch dieser Frage einige Worte. Welche große Freude bereitet uns heutzutage das Wohlgefallen an den Schönheiten der Natur! Obwohl die alten Künste nirgendwo davon zeugen, dass Derartiges auch früher Freude bereitet hätte – es war die Kunst, welche auf die Schönheit der Landschaften hingewiesen und zur Freude an den natürlichen Schönheiten der Landschaften geführt hat. Selbst wenn diese beiden Freuden verschieden sind, sie entstammen voneinander und es muss zweifelsohne irgendeine Verwandtschaft zwischen ihnen bestehen. Des Weiteren: Was ist der Grund dafür, dass Maschinen, Fabriken, Gebäudestrukturen und sogar die Darstellungen geometrischer Formen derart große Rolle spielen konnten in der Kunst der zurückliegenden Jahrzehnte? Wenn nicht das, dass dies auch in der Wirklichkeit so ist? Sie haben eine große Rolle, aber es ist auch hier die Kunst gewesen, welche auf die in diesen Strukturen sich verbergenden Schönheiten hingewiesen und dadurch auch beim Genuss der Schönheit der natürlichen Strukturen förderlich gewirkt hat. Über all dies, von den Freuden der räumlichen Verhältnisse müssten wir daher ebenfalls reden, über die geometrische Symmetrie und Asymmetrie. Wir müssten unter diesem Gesichtspunkt auch die Elemente der gewöhnlichen Harmonie in Augenschein nehmen und dazu die gewöhnliche menschliche Rede, also auch die Sprachen sowie die Formen des Ausdrucks, bevor wir uns der ästhetischen Analyse der Künste zuwenden würden. Leider sind wir jedoch zu all dem nicht in der Lage: Der Rahmen dieser wenigen Vorträge ermöglicht uns dies nicht. Ich muss mich daher anstrengen: Obwohl hier lediglich von den Künsten die Rede sein wird und dabei hauptsächlich von der Literatur, weil sie unsere am leichtesten zugängliche Kunst ist, werde ich bemüht sein, in diese Studien auch manches einzufügen, was ich über den Genuss der

Schönheit der Wirklichkeit zu sagen habe, bzw. auf das Zusammenspiel ihrer Unterschiede und Zusammenhänge hinzuweisen.

All dies handelt noch immer von der Schönheit, quasi als Einleitung, und wurde deswegen allem anderen vorangestellt, weil sie zu jeder Zeit als die fundamentale Frage der Ästhetik galt. Auch ich selber bin dieser Ansicht, jedoch in einem anderen Sinne: vom Standpunkt der Ausführung. Ich wiederhole daher, dass ich nicht untersuche, wie und woraus die Empfindung der Schönheit in der Seele entsteht, sondern wann das Werk schön ist. Vor allem aber: Wieswegen muss es schön sein, damit es in uns die Freude an der Kunst erweckt? Sehen wir also. Fangen wir an und reden wir endlich von den Künsten selbst. Es ist höchste Zeit.

Dazu stellen wir erneut die drei Fragen: Woher stammt die Kunst, woraus besteht sie und was ist ihr Ziel? Woraus die Kunst besteht, wird Gegenstand dieser Vorträge sein. Diesem Hauptthema müsste man jedoch, quasi als dessen Vorbereitung, bereits jetzt einige Worte widmen.

Die Kriterien der Kunst

Was ist die Kunst? Bezüglich dieser Frage können wir uns offensichtlich dann orientieren, wenn wir das Kunstwerk selbst in Augenschein nehmen. Was ist darauf bezeichnend, wie ist es? Es ist natürlich, dass das Kunstwerk selbst uns auch zu seiner Untersuchung berechtigt, nämlich dazu, welche Bedingungen und Qualitäten, d. h. Begabungen, zu seiner Erschaffung erforderlich sind – bloß dass dies auch widrige Konsequenzen zu haben pflegt. – Das, was der Chirurg macht, ist wahre Kunst – so loben manche die inspirierten Chirurgen, aber nicht nur sie, sondern auch einige Kunstschreiner, Mathematiker und Fotografen. Was tun aber diejenigen, welche sich derart äußern? Sie gehen nicht von der Untersuchung der Leistung aus, sondern sie betrachten jene seelischen Bedingungen, welche zum Zustandekommen solcher Leistungen vermutlich erforderlich waren. Und da diese sie an die vermutliche Schöpfungsemotion des Künstlers erinnern... gelangen sie aus der Analogie zu der oben erwähnten falschen Schlussfolgerung. – Glauben Sie etwa, dass zum meisterhaften Schachspiel oder Mathematik keine Inspiration, Intuition und darüber hinaus auch noch Verspieltheit erforderlich ist? – fragen dieselben und folgern, dass demnach, da die betreffende Leistung ein Ergebnis von künstlerischen Emotionen ist, folgerichtig auch die Leistung als Kunstwerk zu betrachten sei, zu welcher Wissenschaft oder Handwerk gehörig es auch sein mag. Was sollte man nun darauf antworten?

Die Kriterien der Kunst in der Neuzeit

Natürlich war das „*techne*“ – dieses griechische Wort, eine viel allgemeinere Bedeutung als das heutige Wort „Kunst“ – aber auch noch das lateinische „*ars*“ als Sammelbegriff gebräuchlich und konnte sowohl Wissenschaft wie auch Künste, aber auch noch handwerkliche Fertigkeit bedeuten. Die heutige Ästhetik zieht jedoch strengere und ausschließlichere Grenzlinien zwischen den Künsten und den Wissenschaften. Wie wir auch die auf die Künste sich beziehenden neueren Definitionen der Ästhetik, dieser eigentlich nicht alten Disziplin, drehen und wenden, so viel können wir aus deren Vielfalt zweifelsohne festhalten, dass:

1. wir unter Kunst heute jederzeit die schöpferische Darstellung oder Verwirklichung zu verstehen haben. Diese Verwirklichung kann natürlich vielerlei sein: Die Kunst kann Bilder, Emotionen und sogar auch lebensnahe Proportionen verwirklichen (Architektur) – im Sinne der heutigen Definitionen ist jedoch das wichtigste Kriterium, *sine-qua-non*, ihres gegenständlichen Inhaltes die Verwirklichung. Dazu trägt natürlich auch die im Werk des Künstlers in Erscheinung tretende Subjektivität bei.
2. Ohne schöpferische Emotion ist die Kunst gar nicht vorstellbar. Und diese Emotion ist dann auch für uns erlebbar, und drückt sich aus rätselhaften Gründen sogar in bereits bekannten Gemütsabläufen aus (allenfalls in nie erfahrenen Emotionen, welche uns dennoch als bekannt erscheinen), als wichtigste Träger oder Ausdruck der tatsächlichen oder virtuellen Persönlichkeit des Künstlers. Diese Gemütsabläufe werden im Schwung und innerhalb dessen im Rhythmus des Werkes wahrnehmbar und empfindbar. – All dies müssen wir bereits jetzt vorwegnehmen, mit dem Hinweis, dass diese Dinge noch ausführlich zur Sprache kommen werden.

Nach all dem wird es uns leichter fallen, jene von ihren Irrtümern zu überzeugen, welche dazu geneigt sind, gewisse Betreiber der Wissenschaft und sogar auch noch gewisse hervorragende Handwerker oder Spieler zu den Künstlern zu zählen. Kann ein Zahnarzt Inspiration haben? Ja, weshalb denn nicht. Oder Intuition? Selbstverständlich. Braucht es Verspieltheit zum Schmiedehandwerk? Freilich und Rhythmus noch dazu. Beobachten sie bitte: Einmal schlägt er auf seinen Amboss und zweimal daneben. Und sogar die Barbieri lassen ihre Scheren rhythmisch klappern. Und rufen etwa die Lastheber oder Entlader nicht im Voraus: hau-ruck! Und danach, wie wenn sie den Verstand verloren hätten, plötzlich auf slowakisch, dasselbe, so: hau-rucki! Mit anderen Worten spielen sie, diese Lieben. Aber nehmen wir jetzt einen solchen, dessen Arbeit in jeder Hinsicht dem zu entsprechen scheint, was wir uns seit undenklichen Zeiten als Kriterium der künstlerischen Kreation vorstellen: den Schachmeister. Obwohl er ein Spiel betreibt, ist er gar nicht auch unbedingt ein spielerisches Gemüt – Cha-

rousek ist es gewesen, aber Lasker schon nicht. Nehmen wir also Charousek: Er ist Spieler gewesen, hat auch Inspiration gehabt, Intuition gleichwohl, und wie man sagt, auch schöpferische Energie – war er demzufolge Künstler? Er war keinesfalls Künstler, denn wenn er es gewesen wäre, dann würde sich von allerlei herausstellen, dass es infolge der künstlerischen Neigungen seines Betreibers auch Kunst ist, beispielsweise wie schon gesagt: von der Mathematik, der inneren Medizin, Chemie und Physik, aber von irgendwelchem anderen Beruf nicht weniger.

All dies kann jedoch, wie wir schon festgestellt haben, aufgrund des heutigen Standpunktes der Ästhetik keinesfalls als Kunst betrachtet werden, da die Kunst die Welt der äußerlichen gegenständlichen Verwirklichung und dazu noch der schöpferischen Verwirklichung ist und beispielsweise die Mathematik dies par excellence nicht ist, sondern der Spekulation, Kombination. Sie ist selbst dann noch keine Kunst, wenn diese Kombinationen Talent, Intuition, Verspieltheit und schöpferische Kraft von ihrem Betreiber verlangen. Aber wahrscheinlich kann auch die Fotografie nicht Kunst sein, obwohl sie darstellt – da aus dieser Darstellung gerade die schöpferische Kraft am meisten fehlt. Obschon auch der Fotograf mit Proportionen arbeitet wie der Maler, seinen Gegenstand sogar einstellt, und darüber hinaus, Gott behüte, eventuell auch noch retuschiert und sogar auch noch Komposition mimt – und man schaut und schaut sie an und sagt dazu: Ganz schön ist diese Sache. – Aber dass sie auch eine Schöpfung wäre, das fällt einem schwerlich ein.

Die Architektur als besondere Kunst

Als Einleitung müssen wir hier noch eine Bemerkung machen über die Natur der Künste. Sie betrifft die Architektur. Unsere Aussage darüber ist, dass sie unsere am stärksten alleinstehende Kunst ist, welche die verhältnismäßig kleinste Gemeinsamkeit oder Ähnlichkeit zu den übrigen Künsten aufweist, alleine schon deswegen, weil sie nicht nur Kunst ist, sondern – da sie nicht auf dem Wege von Nachbildung zustande kommt – zugleich selbst Wirklichkeit ist, worunter unter anderen das zu verstehen ist, dass:

1. bei der Betrachtung der Schöpfungen der Architektur wir nicht empfinden, dass das, was wir sehen, nur die spielerische Nachbildung von etwas ist – während alle anderen Künste bei uns derartige Gefühle erwecken. Von einem gemalten Apfel wissen wir, dass er gemalter Apfel ist, also kein echter Apfel – demgegenüber muss das, was der Architekt verwirklicht, ein echtes brauchbares Haus sein. Den gemalten Apfel will ich für nichts verwenden, das Haus dagegen wohl. Daraus folgt also, dass das, was der Architekt zustande bringt,

2. vor allem und vorerst im praktischem Sinne nützlich zu sein hat und erst darüber hinaus, dass es schön ist, während die übrigen Künste mehrheitlich das am treffendsten auszeichnet, und sie gerade dafür bekannt sind, dass sie keinerlei praktischen Nutzen haben – und:
3. dass die übrigen Künste ihre Modelle größtenteils aus der Wirklichkeit, also der Außenwelt schöpfen. Es ist zwar wahr, dass es davon auch Ausnahmen gibt, und als solche gelten nicht bloß die lyrischen Werke sowie der Tanz und die Musik, sondern auch all jene Darstellungen, welche – sagen wir in einem Roman – jemandes Empfindungen veranschaulichen. Das Modell dieser letzt-erwähnten Darstellungen ist also nicht mehr die Außenwelt, sondern des Menschen Innenwelt – demnach müssen wir die in der menschlichen Seele und sogar in deren Tiefe ablaufenden und in der Außenwelt ursprünglich nicht wahrnehmbaren Erscheinungen ebenfalls als Gegebenheiten der Wirklichkeit betrachten, umso mehr, weil sie als Modelle dienen. Die Architektur, zu der ich jetzt zurückkehren will, unterscheidet sich gerade darin sogar von diesen, dass sie von unseren Empfindungen lediglich und einzig unsere vom Raum erzeugten Form- und Proportionsempfindungen und deren Wünsche plastisch befriedigt – und aufgrund welcher Modelle? Darauf können wir nicht einmal hinweisen, nicht so, wie im Falle der Bildhauerei, welche Kunst ebenfalls vor allem raumwirkend ist, aber deren Modell trotzdem der menschliche oder allenfalls der tierische Körper ist. Von der Architektur müssen wir hingegen annehmen, dass ihr weder die Vogelnester noch die Tierhöhlen als Modelle gedient haben können – sondern, dass sie von den Höhlen der Menschen ausgehend schließlich ihre Modelle selber entwickelte. Was so viel bedeutet, dass die Architektur sich zu jeder Zeit selbst gestaltet hat, da der Anblick der Wirklichkeit ihr dazu im Vergleich zu den übrigen Künsten bloß wenige Impulse vermitteln konnte. Demnach ist die Architektur ebenfalls ein Fürsprecher gewisser, von uns als affektiv zu nennenden Sensibilitäten: die reine Projektion unserer Raumempfindlichkeit und, da die Reize unserer diesbezüglichen Empfindlichkeiten rein proportionaler und rhythmischer Natur sind und unter den diversen Wirkungselementen der Musikkunst gerade auch diese eine wirksame Rolle spielen – ist die Architektur vermutlich deswegen so sehr mit der Musik vergleichbar. Andererseits ist es trotzdem nicht vorstellbar, dass sie darin von keinerlei natürlichen Vorbildern geleitet wird, und daher annehmbar, dass sie sich aufgrund all der räumlichen Erfahrungen und Erinnerungen zu einer Kunstgattung entwickelt hat, welche das menschliche Wesen im allzeit gegenwärtigen Raum freiwillig oder auch unfreiwillig zu erwerben gezwungen ist.

Die Architektur ist also, wie man es auch aus diesen wenigen Bemerkungen beurteilen kann, in gewisser Hinsicht eine eigene Kunstgattung. Und darin, wo sie

anders ist als die übrigen Künste, gelten für sie auch andere Regeln. Wir also, welche uns jetzt vornehmlich mit Literaturästhetik beschäftigen wollen – werden in der Literatur zu zahlreichen solchen Regeln gelangen, von denen sich herausstellen wird, dass sie für andere Kunstgattungen ebenso gültig sind, d. h. dass sie jene uralte menschliche Erfahrung unterstützen werden, wonach in was immer der Schöpfungsgeist des Menschen sich offenbart: sei es Skulptur, Bild oder Gedicht – all diese nicht nur die gleiche Sehnsucht, sondern auch die gleiche Wesensart und seelische Qualität in ihm zustande gebracht haben – dass folglich in der „ars una“ Aussage eine fundamentale Wahrheit steckt: Die Kunst ist demnach eine Sache, unabhängig von ihrer Erscheinung oder Form... – Hingegen können unsere Feststellungen für die Architektur infolge ihrer hier charakterisierten besonderen Situation trotzdem nicht gleichermaßen gültig sein wie für die übrigen Kunstgattungen.

Die Ästhetik der Architektur ist innerhalb der allgemeinen Ästhetik eine solche besondere Disziplin, welche man nur in einem anderen Teil dieses Studiums, in den Kapiteln der angewandten Ästhetik und deren raumkompositorischem sowie stillkundlichem Teil als Thema behandeln könnte.

Worüber reden wir jetzt eigentlich? Wir haben die drei gräzistischen Fragen gestellt: Woher entstammt, wozu ist sie gut und was ist die Kunst? Und sagten, dass alle unsere Vorträge sich mit der letztgenannten Frage beschäftigen werden – also womit? Damit: Wie ist die Kunst? Wir dachten aber, dass wir trotzdem und bereits jetzt, selbst um diese Frage gewisse Grenzlinien ziehen müssen: Darum, was auf dieser Welt als Kunst zu betrachten ist? Und weswegen die Ästhetik sich mit der Architektur separat zu beschäftigen hat? Und damit können wir auch weiterschreiten. Nehmen wir also die zweite gräzistische Frage vorweg, da wir damit verhältnismäßig am schnellsten fertig werden können – also: worin besteht das Ziel der Kunst?

Die Grenzenlosigkeit der Anschauung und des Gedankens

Unter den drei gräzistischen Fragen ist diese die praktischste und wir gestehen, dass sie folglich für uns als Anhänger der Grenzenlosigkeit der Anschauung gerade infolge ihrer praktischen Nuance weniger sympathisch ist als die anderen. Wir können die Gelegenheit auch gleich wahrnehmen, um mitzuteilen, was wir darunter verstehen. Am besten wird es vielleicht, wenn wir mit unserer Schlussfolgerung anfangen und davon ausgehen, nämlich unserer Ansicht, dass wir Menschen schwerlich dazu fähig sind zu entscheiden, worin das eigentliche Ziel eines Phänomens mit uns oder in uns besteht. Dies schon deswegen nicht, weil sich von dem Denkenden bislang in allem und immer herausgestellt hat, dass das, was ihm bis dahin als Endziel erschien, nicht nur lediglich irgendeinen

Zwischenpunkt auf der Bahn der betreffenden Sache markiert, sondern dass gerade dies kaum dazu geeignet oder ausreichend ist, die Natur des betreffenden Phänomens zu erklären und zu bestätigen. Es ist wohl selbstverständlich, dass wir die Dinge vor allem vom Standpunkt ihrer Zweckmäßigkeit beurteilen, da dies die praktischen Prinzipien unseres Fortbestehens verlangen, aber sobald sich uns der verborgene Sinn unserer Existenz entfaltet und wir uns nach wahrer Erkenntnis sehnen, werden uns diese praktischen Anforderungen nutzlos. Kurz und gut: So lange wir dazu fähig sind, bei ihrer Zweckmäßigkeit zu verbleiben und die Dinge und Phänomene danach zu beurteilen, so lange erscheinen sie in unseren Augen rational und der einfachen Logik entsprechend – sobald jedoch diese Erklärung ihrer Zweckmäßigkeit nicht mehr zu befriedigen vermag, halten wir sie für irrational, da die Vielfältigkeit ihrer Elemente und deren widersprüchliche Tendenzen uns ihre Ziele zu unerkennbar machen.

Die Grenzenlosigkeit der Erkennbarkeit der Welt

Arbeiten wir etwa nur um unser Brot zu verdienen? Ist dies wahr? Wenn es wahr wäre, dann würde die Welt vielleicht zum Stillstand kommen, oder zumindest eine ganz andere Gestalt annehmen. Wir arbeiten offensichtlich auch, weil wir davon die Befriedigung unserer Eitelkeit erwarten, da wir nach dem Lob von Anderen dürsten (und was ist das Ziel dieser Eitelkeit? – auch darüber könnte man recht vielerlei feststellen) – des Weiteren bemühen wir uns auch deswegen so viel, weil ohne die Last der Arbeit bzw. Bewegung des Gemüts unser Leben leer und inhaltlos ist, nicht nur aus seelischen Gründen, sondern schon infolge der Konstruktion unseres Organismus.

(Was ist das Ziel des Organismus? Er will variable Reize – und was ist das Ziel der Seele? Sie will Ergebnisse sehen) – aber auch unsere moralischen Empfindungen wirken da nicht weniger intensiv mit, und auch tausenderlei andere, nicht aufzählbare seelische Gründe, deren Ziele wir uns nicht einmal vorstellen können – und wenn schon der Ursprung der Dinge, das heißt ihre Beweggründe so vielerlei und daher schon deswegen unermesslich sind, dann sind das wohl auch ihre vermutlichen Ziele. Auch ansonsten erscheint eine derartige Trennung der Gründe und Ziele als Willkür der Anschauung, da für das nicht praktische Denken diese Beiden aus der Kontinuität der Wirklichkeit schwerlich aussonderbare Dinge sind. Dies ist ähnlich, wie wenn wir den oberen Lauf der Donau als Grund von ihrem unteren Lauf betrachten würden, obwohl die Beiden miteinander nicht nur in kausalem Zusammenhang stehen, sondern zugleich eine Identität sind, und zwar eine solche, deren oben genannten unteren und oberen Teile zeitliche und räumliche und auch noch allerlei sonstige Distanzen und Spannungen aufweisen.

Vorausgenommene Folgerungen im Denken

Kurz und gut: Sämtliche Phänomene dieser Welt können grenzenlos untersucht werden, verehrte Zuhörerschaft, und wer sich in der Erkenntnis von vornherein irgendwelche Art Zielpunkte auch immer vor Augen setzt – und dazu vielleicht aus seinen Erfahrungen auch noch bereits vorweg abgeklärte Schlussfolgerungen als deren Ergebnis ans Ende einer noch nicht existierenden Gedankenreihe schmuggelt, all dies aus dem Grund, damit er über den Treppenlauf seiner Logik schließlich dorthin gelangt, wohin er ohnehin wollte (wie beispielsweise der Behaviourist) – einem solchen Denker droht nicht nur die Gefahr, dass seine Gedanken auf einen falschen Weg gelangen könnten, da sie sich *vom Wege des reinen Verstandes auf denjenigen des praktischen Verstandes verirren könnten* – sondern, dass ihn gerade deswegen auch die Beschuldigung treffen könnte, dass er sein Denken freiwillig, einzig aus dem Grund des gedanklichen Nutzens oder seiner seelischen Bequemlichkeit beschränkt hätte. Der Grundsatz der Zweckmäßigkeit konnte nie der Leitstern der Anhänger der grenzenlosen Untersuchung sein, schon deswegen nicht, weil sobald sie die Phänomene selbst in ihren Eigenheiten als grenzenlos erkannt haben, sie sich auch darauf vorzubereiten haben, dass auch ihre Untersuchung ins Unendliche tendiert. Und gerade dies würde den Menschen der Gedanken keinesfalls entmutigen! – wer das Denken mag, wer leidenschaftlich dafür lebt, für den ist das Denken in gleichem Maße etwas Selbstbezwecktes, wie für Andere ihre was auch immer Art von Arbeit oder ihre Liebe. Und dies selbst dann, wenn sich nie irgendwelche brauchbaren Resultate ergeben würden. Einleuchtend ist jedoch, dass eine derartige Untersuchung die Herausbildung von so genannten Meinungen sehr erschwert, wenn nicht gar gänzlich verunmöglicht.

Meinung: Stillstand im Denken

Ich pflegte darüber zu sagen, dass: Wenn ich an einem Punkt einer unendlichen Gedankenreihe anhalte, und aus Zweckmässigkeitsgründen, moralischen oder sonstigen Gründen verkünde, dass dies meine Meinung ist – nur dann kann ich eine Meinung haben. Sobald ich einen Schritt weitergehe entlang der gleichen Gedankenreihe, löst sich meine frühere Stellungnahme zwangsläufig auf. Kurz und gut: Für den Denker bedeutet der Gedanke lediglich ein Stadium der Erkenntnis, welche jeweils ins Unendliche zeigt. Und – wiederholen wir, daran kann man ihn am besten kennenlernen, an seiner hoffnungslosen Liebe – also woran?

Daran, dass er das Denken um seiner selbst willen liebt, selbst dann noch, wenn, gleich wie die wahre Liebe der Gottheit, es ohne jeden greifbaren oder brauchbaren Erfolg ins Grenzenlose führt.

Wenn man einen afrikanischen Eingeborenen fragt, weshalb er die Kinder so sehr liebt und die Fruchtbarkeit seiner Frauen, dann wird er darauf vielleicht antworten: Damit es jemanden gibt, der für mich in meinem Alter jagt. Ein anderer hingegen vielleicht: Damit es jemanden gibt, der meine Erinnerung bewahrt. – Und so könnte man noch hunderterlei Ziele bezeichnen für ein und dasselbe Sache – obschon wir jeden solchen Zielbestimmungsversuch als Rationalisierung, als Manifestation unseres Rationalisierungshanges betrachten müssen, was soviel bedeutet, dass wir so wohl in unserem Schicksal wie auch in unseren Handlungen nach für unseren Verstand begreifbaren Gründen und Zielen suchen, damit sich deren Irrationalität auf uns ja nicht lähmend auszuwirken vermöge. Wir konstruieren also auch Endziele für uns gut im Voraus und immer deswegen, damit uns unsere Handlungen hinterher als Gründe dieser Endziele erscheinen mögen. Und dies ist jene Tendenz, welche – insbesondere dann, wenn die Seele aus Derartigem endgültige Formeln in sich verfestigt (und zu so etwas ist die Seele auch jederzeit geneigt) – die Anhänger des grenzenlosen Denkens um das Denken bzw. um die Unbefangenheit des Denkens in der Tat jederzeit und mit vollem Recht fürchten lassen kann.

Die Rolle unseres Vegetativsystems in der Herausbildung der Überzeugung

Es wird aber vielleicht nicht uninteressant, wenn wir die Frage der Meinungen und Überzeugungen für einen Augenblick besser in Augenschein nehmen. Was will eigentlich derjenige, welcher das Warum des Kindersegens, der Vermehrung in sich rationalisiert, mit seinem Verstand beweisen? Den Befehl der Vegetativa, welche ihn zur Vermehrung anspornt. Und jetzt nehmen wir ein anderes Beispiel. Die Mutter oder die Liebe von jemandem benimmt sich irgendwo stark daneben und wird deswegen in seiner Anwesenheit energisch getadelt. Daraufhin verteidigt der Betreffende verbal oder auch tätlich die Seinen, obwohl er dem Tadelnden Recht geben müsste. Und wenn man ihn fragt, weshalb er es tat, wird er vielleicht so antworten: – Ich werde auch künftig so handeln, weil in einer solchen Situation die Befangenheit Pflicht ist. Ich bin dazu verpflichtet, meine Angehörigen zu beschützen, wenn sie grob angegriffen werden, selbst wenn der Angreifer vielleicht etwas im Recht war. – Was hat also der Betreffende getan? Er hat mit seinem Verstand seine Emotionen rationalisiert, hat ihnen Recht gegeben. Und man kann sich fragen, ob er richtig gehandelt hat.

Ich glaube, ja. Aber nehmen wir ein anderes Beispiel, bei dem ich zufälligerweise auch Zeuge war. Ein Kind hat über das Horn des sagenhaften un-

garischen Fürsten Lehel gelesen und brach darüber in Weinen aus. Daraufhin gab ihm seine österreichischstämmige Mutter zu verstehen, dass der Fürst Lehel die österreichischen Provinzen durchgeraubt hatte und an ihm nichts beweinenenswert sei, es war also nichts als rechtens, dass er zum Tode verurteilt wurde. Worauf das Kind so antwortete: Ich bin ein ungarischer Mensch und hasse den Kaiser Konrad, weil es mir weh tut, wenn ein Ungar hingerichtet wird. – Was tat auch dieses Kind?

Es hat durch seinen Verstand seine Emotionen akzeptieren lassen, sie rationalisiert, zu seiner Überzeugung gemacht. Und dies bedeutet so viel, dass bei der Heranbildung der Überzeugung demnach das Gefühl und die Emotion mitreden, und zu *solcher Zeit* das weitere Nachdenken für den Verstand verunmöglichen können. Das heißt, dass folglich das Denken auf seinem ins Unendliche führenden Weg an einer Stelle aus ethischen, gefühlsmäßigen, emotionellen oder sonstigen Gründen zum Anhalten gebracht wird.

Und daraus entstammt dann die vorweggenommene Konklusion, welche in den zwei beispielsweise zitierten Fällen so lautet: – Ich werde meine Angehörigen und mein Vaterland jederzeit beschützen, unabhängig davon ob der Angreifer Recht hat oder auch nicht. – Und dies bedeutet so viel – wiederholen wir –, dass er an diesem Punkt nicht weiter denkt, und bezüglich seiner Überzeugung seine Gefühle entschieden haben. Und wie oft ergeht es auch uns selber so? Es ist auch unvermeidlich, dass wir so sein sollen, weil sonst der Mensch kein Mensch ist. Das heißt, dass die Liebe des grenzenlosen Denkens zwar eine ehrwürdige Sache ist, dass man damit aber behutsam umgehen muss, weil sie sonst leicht in die Überzeugungslosigkeit führen kann.

Das Praktikum der Deduktion

Offensichtlich müssen auch die Anhänger der Deduktion unserer Meinung, wonach wir die Reinheit und Unbefangenheit des Denkens durch die vorweggenommene Konklusion für gefährdet halten, mit Widerspruch begegnen, da ja gerade sie es par excellence sind, welche für die in ihrer Inspiration auftauchenden Schlussergebnisse hinterher Begründungen suchen. Ist es denn nicht so, dass die Deduktion jederzeit zu großartigen Ergebnissen geführt hat, sowohl auf dem Gebiete der Religionsphilosophie wie auch der Wissenschaften? Sie können offenbar auch das beanstanden, dass ich gerade diese Denkweise, d. h. die Vornahme der Endergebnisse, als tendenziell praktisch veranlagt bezeichnet habe, obschon es gerade die Induktion ist, welche, zwar aus anderem Blickpunkt, doch viel eher als praktisch genannt werden könnte. Was macht denn die Induktion? Macht sie etwa nicht das, dass sie ihre Ergebnisse Schritt für Schritt aufgrund von *Erfahrungen* gewinnt, das heißt also empirisch-praktisch, und

hinterher das zu untersuchende Phänomen daraus für sich quasi mit synthetischer Vorgehensweise zusammenfügt, formt? Ist demnach die Induktion beim Gewinn ihrer Ergebnisse, in ihren *Mitteln* etwa nicht praktisch? Sie ist es zweifelsohne, nur gerade in ihren Zielen ist sie es nicht, und wir reden gerade darüber. Demgegenüber kann die Deduktion gerade in ihren Zielen als praktisch bezeichnet werden, selbst dann, wenn sie hinterher vielleicht dem grenzenlosen Denken dienen würde mit ihren Studien und Ergebnissen. Die Deduktion ist jederzeit eine Methode der nachträglichen und zielbewussten Analyse der zwar ebenfalls aus unseren Erfahrungen, aber nicht auf Untersuchungs-, sondern auf Intuitionsweg erarbeiteten spekulativen Konklusion, welche zwar zweifelsohne und jedenfalls auch in ihren nachträglichen Beweisen auf praktische Empirie angewiesen ist, aber im Hinblick auf ihre Ziele eher als praktisch bezeichnet werden kann. Ihr zielbewusstes Praktikum verliert sie nur dann, und nur dann bewegt sie sich in Richtung der unendlichen Untersuchung, wenn sie ihre vorweggenommenen und nachträglich bewiesenen Ergebnisse bedingungslos aufzugeben bereit ist, für manche gleichfalls nicht auf Untersuchungs-, sondern ebenfalls auf Intuitionsweg erarbeitete spekulative Konklusion. Wie sie es auch tut: Die Sonne dreht sich um die Erde, danach: die Erde dreht sich um die Sonne – im Atom gibt es Kreislauf – nicht Kreislauf, andersartige Bewegung usw. – so die Wissenschaft von Jahrhundert zu Jahrhundert beziehungsweise letztlich von Jahr zu Jahr. Es ist jedoch all dies davon zu trennen, was als Grundgedanke eines philosophischen Systems zu betrachten ist, insbesondere, wenn dieser Grundgedanke die in jeder Hinsicht allzeitige Untersuchung ermöglicht. Die deduktive Antizipation scheint demnach vom Blickpunkt unserer den Ergebnissen vorgestreckten Befangenheiten gegenüber umso weniger gefährlich, je allgemeiner, umfassender und hochrangiger sie ist – hingegen birgt sie umso mehr Gefahren in sich, je mehr sie sich auf Details bezieht.

(Wenn ich beispielsweise eine Gottheit voraussetze: Diese Antizipation ist weniger gefährlich für das Denken, als wenn ich vorweg annehme, dass beispielsweise der Wert der künstlerischen Arbeiten an ihrem Erfolg zu messen sei.) Und den philosophierenden Menschen kennzeichnet im Allgemeinen gerade dies am besten. Gerade ihm droht die Gefahr, dass er seinen im Voraus vorgestellten Detailergebnissen und seinen sich auf diese beziehenden, im Voraus festgelegten Zielen, d. h. um seiner Ideen willen, sich hinterher falsche gedankliche Gebäude errichtet, jeweils deswegen, um seine Ideen zu beweisen. Und was noch die Gefahr erhöht: Normalerweise hält er sich an sie.

Die Berechtigung der praktischen Ansicht

Nun gab es gleichwohl ganze philosophische Welten, welche sich rein praktische Ziele setzten. Auch dem nüchterneren Zweig der griechischen Philosophie ist eine solche Tendenz eigen, bereits von daher, weil sie gerade die Beurteilung der Ziele für so wichtig hielt. Und da kann sich natürlicherweise auch die Frage stellen, ob auch solche Untersuchungen eine Berechtigung haben. Man braucht es gar nicht zu sagen, dass sie dies haben und nicht bloß aus praktischen, sozusagen ethischen Gründen (auf welchem Gebiete das Prinzip der Zweckmäßigkeit das allerwichtigste ist) –, sowie und viel mehr deswegen, weil sie Gelegenheit bieten dafür, dass wir den Stoff, dessen Untersuchung wir anfangen, gut herumdrehen. Wenn ich beispielsweise erforsche, worin der praktische Zweck des Atmens besteht, dann kann ich auch sonst vielerlei über die Struktur des menschlichen Körpers erfahren – wenn auch das nicht, wozu der Mensch selbst gut ist? – Wir müssen folglich vorausschicken, dass wir nicht feststellen können, wozu die Kunst gut ist und worin ihr Ziel mit uns oder in uns besteht. Ihre Ziele sind grenzenlos. Wir entschließen uns dennoch gerne für diese praktische Untersuchung in der Erwartung, dass wir daraus vielleicht auch über das Wesentliche der Kunst mehr erfahren können.

Das Ziel der Kunst: Sie unterhält, erheitert, spiegelt

Also wieder, was ist ihr Ziel? Wir haben vielerlei Theorien darüber gehört. Wir haben beispielsweise gehört, dass die Kunst ihren Genießer vor allem unterhalten und belustigen will. Aber was ist das „Unterhalten“? Ein großartiges Wort, den Feststellungen der Psychologie vollkommen entsprechend, weil es genau ausdrückt, was sich in der Seele infolge der Unterhaltung abspielt. Es drückt aus und bedeutet also: Dass es die gezwungene menschliche Aufmerksamkeit, was wir gemeinhin als Sorge bezeichnen, demontiert und umschaltet, d. h. dass die beglückende und ungezwungene animalische Aufmerksamkeit lockerer ist, weil sie die Seele in Richtung ihrer natürlichen und durch nichts gehemmten Assoziationen treibt. Und wenn wir uns fragen, ob wir solche wertvollen, hochwertigen Arbeiten kennen, welche uns unterhalten und erheitert haben? Selbst die ernsthafteste Seele kann darauf nicht antworten, dass sie solche nicht kennt – ganz im Gegenteil! Unmittelbar an diese Begriffe knüpft sich der Begriff des Interessanten und diesbezüglich kann ich bereits jetzt so viel verraten, dass ich selbst beispielsweise ein solches umfangreicheres Werk: Roman oder Drama, welches nicht interessant (und vor allen Dingen das) ist und zwar in des Wortes allerkindlichstem Sinne, ich den derartigen Roman oder Drama verwerfe, nicht für gut halte. Ich

kann folglich als mein eigenes Gesetz verkünden, dass ich die Forderung, dass die Kunst uns sehr wohl unterhalten soll, für berechtigt halte.

Wir haben aber auch schon Derartiges vernommen, dass die Kunst etwas mit einer didaktischen Tendenz sei: Sie lehrt uns vor allem Selbsterkenntnis, sie will uns uns selbst zeigen – und wer hätte sich nicht schon selbst erkannt, wenn er – um nichts anderes zu erwähnen – Hamlet, König Lear oder Othello schon einige Male gelesen hatte? Dass die Kunst nicht bei einem solchen Ziel zu ertappen ist, können wir jedoch schon jetzt mit unserer vollen Überzeugung aussprechen, umso mehr, als auch das Folgende uns gerade dies beweisen wird. Sie hat mit uns keine solchen Ziele und doch – nehmen wir etwa dieses Volkslied:

*Mein gebänderter Hut
Wird vom Wind geblasen,
Danke dir, mein Täubchen,
Mich bisher geliebt zu haben.*

*Solang du mich geliebt hast,
Trugst du rote Stiefel,
Seitdem du mich nicht mehr liebst,
Hol' dich barfußig der Teufel.*

Ich singe mir dies vor und muss anfangen zu lächeln. Nicht nur, weil mir seine Melodie gefällt und sein Rhythmus, sondern auch wegen seines Inhalts. Ich danke dir, dass du mich bisher geliebt hast – oh, wie fein und elegant ist dies – denke ich mir –, er bedankt sich für die Liebe, das ist schön von ihm. Aber im Gegensatz dazu: Was für eine schneidige und liebe Frechheit ist es, dass du bis dahin rote Stiefel hattest, solange du mich geliebt hast, nicht wahr? Aber ab jetzt soll es dir auch barfußig gut sein. All dies, sage ich, gefällt mir darin sehr gut. Es ist hingegen fraglos, dass ich nicht bloß viel Freude daran empfinde. Ich habe auch manches konfrontative Vergnügen, was zu verstehen ist: also auch du? – denke ich mir und empfinde sogleich Sympathie gegenüber dieser Boshaftigkeit. Weil ich darin mich selbst erkenne. – Ach, du wünschst Schlechtes der, welche dich nicht mehr liebt? Darf man das? – und lächele in mich hinein, offenbar weil ich in ihm die verschmitzte Projektion eines Teils meines eigenen Wesens sehe, ich spiegele mich in ihm, ich werde vor mir selber in ihm wiederholt – etwas Derartiges pflegt also anscheinend dem menschlichen Wesen Freude zu bereiten, zumindest nach unserer Erfahrung. Irgendeinmal notierte ich mir den Satz, dass wir alle, die existieren, sein und uns spiegeln wollen – diese zwei zusammen machen anscheinend die Fülle des Lebens aus.

Kunst und Lebenskenntnis

Nehmen wir nun diesen armen, neuerdings oft erwähnten Narzissus und stellen wir ihn uns vor, wie er sich im Spiegel der Flussoberfläche betrachtet, zuerst in diesen Spiegel hineinlächelt und sich schließlich in sich selbst verliebt – ergeht es

nicht auch uns so? Dass auch wir, Gott weiß warum, die Wiederholung unserer selbst gerne anschauen? Und stimmt es etwa nicht, dass man dabei von einer guten und wohligen Wärme erfüllt wird? Die Kunst wiederholt mich für mich selbst und auch dies mag ich daran. Sie tut es keineswegs deshalb, weil sie Absichten mit mir hätte, aber sie tut es. (Davon natürlich ausgenommen die Künste mit didaktischer Tendenz, welche es deswegen tun, damit es getan ist.) Wiederholen wir also, dass die Kunst, auch wenn ihr Hauptziel nicht darin liegt, uns sowohl unterhält als auch uns selbst zeigt. Aber wir haben auch schon gehört, dass die Kunst in ihrer Lehrabsicht darüber sogar noch hinausgeht: Sie zeigt uns nicht nur uns selbst, sondern sie zeigt uns auch andere – macht uns eigentlich mit der Welt bekannt. Jemand, der über große Einfühlsamkeit, Fantasie sowie Ausdrucksfähigkeit verfügt, zeigt uns noch einmal (und besser als wir es sahen) auch das, was wir bereits kennen und auch das, was wir davon noch nicht kennen. Und wer kann behaupten, das sei nicht wahr?

Sind wir etwa schon Bergleute, Schiffsleute, Tischler gewesen, oder dass ich noch etwas Wichtigeres sage: Konnten wir Männer beispielsweise irgendwann Mütter sein? Und ein guter Roman oder Novelle klärt uns darüber auf, was es heißt, Mutter zu sein. Werden wir dadurch an Lebenskenntnissen bereichert? Zweifelsohne. Und in ethischer Hinsicht? Ebenfalls. Da wir derartig sind, dass beispielsweise nur solche oder ähnliche Leiden auf unser Mitgefühl wirken, welche auch wir kennen. Es ist bekannt, dass das Kind über die Zahnschmerzen der Mutter lacht, und solange darüber lacht, bis es nicht selber erfahren hat, was es ist. Hier muss man aber sogar noch weitergehen. Meine Mutter pflegte mir zu sagen: „Ein Kind kann nicht den Wirkungskreis seiner Handlungen kennen“ – und ahnte offenbar gar nicht, welche wichtige psychologische Feststellung sie mit ihrer pragmatischen Aussage machte. Das Kind kann sich nämlich in der Tat die Konsequenz seiner Handlung noch nicht gut vorstellen. Nehmen wir dazu ein Beispiel: Ein kleines Kind hat beim Esstisch unter seiner Großmutter den Stuhl weggezogen, als sie sich setzen wollte, worauf die kleine alte Frau auf den Boden fiel und sich sehr anschlug. Als man den Jungen ins Verhör nahm, weshalb er so böse war oder was über ihn kam, dass er sich dazu hinreißen ließ – antwortete er: – Ich glaubte nicht, dass auch die Großmutter hinfallen kann, und wollte mich davon überzeugen. – Und er weinte sehr, weil er kein böser Lausbub war...

Die Glaubhaftigkeit gegenüber der Fantasie

... Und ich selber, schon deshalb, weil ich ihn kannte, aber auch aus jeglichen anderen Gründen, glaubte ihm, dass er die Wahrheit sagte. Da die Seele, und insbesondere die kindliche Seele, auch jene seltsame Eigenschaft besitzt, dass sie – auch wenn das Kind sich etwas gut vorzustellen vermag, dennoch dazu sagt: Ich

glaube es nicht! Und das Kind verspürt dann eventuell einen unwiderstehlichen Drang, sich davon zu überzeugen, ob sich die Sache in der Wirklichkeit tatsächlich so verhält, ob diese Sache wirklich so sei, wie es sich vorgestellt hatte. Und gerade aus diesem Grund setzt es das Haus ein wenig in Brand. Diese Neugierde kann in einigen krankhaften Fällen sogar noch bis zum Mord gedeihen – zum ständig plagenden Zweifel, zum verzehrenden Durst.

Habe einst nicht auch ich selber so etwas getan? Meine Kindheit war von Mitgefühl geprägt, ich war ständig tränenerfüllt von Mitleid. Und was tat ich dennoch? Ich habe ein Hündchen einmal mit meiner ganzen Kraft gegen einen Stein geschleudert und dabei, ich kann mich wohl daran erinnern, so gerufen: Es tut ihm ja nicht weh! – Und als ich es dann bluten sah, lag ich den ganzen Tag im Schluchzen.

Das Kind kennt folglich tatsächlich die Tragweite seiner Handlungen nicht, teilweise schon deswegen nicht, weil in Ermangelung an Erfahrungen seine Vorstellung nicht dazu fähig ist, es realitätskonform zu lenken, und es vor vielerlei auch zurückweicht. Und dies Letztere kann sogar dem Erwachsenen widerfahren – da unsere Fantasie eine seltsame Natur besitzt, womit sich zu beschäftigen endlich fällig wäre. Unter anderen hat sie beispielsweise auch die Kuriosität, dass sie für einige Augenblicke aussetzt, so wie vermutlich auch bei den Pferden, wenn sie plötzlich zu vergessen scheinen, wie zu ziehen – und der Mensch gelegentlich unfähig ist, sich ganz einfache Sachen vorzustellen: Etwa wie man sich eine Jacke anzieht. Oder er ist gänzlich außer Stande, in der Dunkelheit seines Zimmers die Türe zu finden. Seine Fantasie kann aus tausenderlei Gründen sogar dauerhafter und sogar endgültig bei gewissen Dingen den Dienst versagen, nicht funktionieren wollen. Infolge gewisser Behinderungen, welche die neuartige Psychologie als Hemmungen bezeichnet, sind wir größtenteils nicht in der Lage, uns vorzustellen, wie unser Vater dereinst erworben hat.

Übertragen wir nun dies auf die Künste. Worüber sprachen wir eigentlich? Wir haben, nicht wahr, die drei gräzistischen Fragen gestellt, und nachdem wir zunächst generell eingegrenzt haben, was wir fortan für Kunst halten werden, warfen wir als Erste die Frage auf, worin das Ziel der Kunst liegt. Einige haben darauf bisher mit Unterhaltung geantwortet, andere, dass sie uns Selbsterkenntnis, Lebenskenntnis lehren will. Und wir sagten darüber, dass sie offensichtlich sowohl unterhält als auch lehrt, da sie uns in unserer Vorstellung mit tausenderlei Dingen bekannt macht, welche wir sonst nicht gekannt hätten. An diesem Punkt führen wir so fort, dass wir gewisse Sachen umso weniger kennenlernen können, als unsere Fantasie vor ihnen manchmal sogar noch zurückweicht. Oder kennen nicht auch Sie solche Herren, denen man – sagen wir – vergeblich versucht, die Sorgen und Probleme der Bergleute zu erklären, weil ihre Fantasie sich davon abwendet, nicht funktionieren will, zurückweicht. Diese wollen auf keinen Fall und nicht einmal in ihrer Vorstellung in die Grube hinuntersteigen und zumindest

so erleben, wie es sein könnte, wenn man monatelang keine Sonne am Himmel sehen kann. Von solchen Leuten sagt man, sie seien starrköpfig, obwohl vielleicht gar nicht er es ist, sondern nur seine Fantasie. Wir herrschen sie dann an und sagen schließlich: Warte nur, ich werde dich in irgendeine Grube hinunterschleppen. Aber wir können es natürlich nicht tun und stattdessen drücken wir ihm Zolas *Germinal* in die Hand.

Allerhand – sagt er dann nach dem Lesen des Buches, wenn er Anstand hat. Aber ich, der es ihm erklärt, woher vernahm ich vom Elend der Bergleute? Nicht etwa ebenfalls aus dem *Germinal*?

Folglich ist es wirklich so: Durch die Kunst wird unsere Lebenskenntnis nicht nur erweitert und vervollkommnet, wir lernen nicht nur solche Lebensbereiche, welche wir ansonsten nie hätten kennenlernen können, sondern wir entfalten uns dadurch auch in moralischer Hinsicht, alleine schon deswegen, weil sie unserer Vorstellung in ihrer Hilfslosigkeit hilft.

Und trotzdem, obwohl all dies so wahr ist, müssen wir feststellen, dass die Kunst keinerlei solche Ziele mit uns hat. Und falls der Schriftsteller sich derartige Ziele setzt, kann er dies nur in zweiter Linie tun, weil er uns vor allem zu unterhalten hat. Und womit? Mit der Schönheit seines Werkes. Weil es ohne Schönheit keine Kunst gibt. Sie kann auch vielerlei anderes enthalten, aber ohne die Schönheit kann sie keinesfalls bestehen. Dies bedeutet zugleich, dass der Künstler sich allerlei vornehmen kann für sein Werk, nur eines nicht, dass sein Werk hässlich werden soll.

Die Kunst soll erfreuen

Bereits jetzt müssen wir betonen, dass dies unsere wichtigste These ist – dieser anzuhängen sind wir mit der gesamten Kraft von all unseren Gefühlen und Gedanken gezwungen, aufgrund der definitiven Erfahrungen, welche wir im Laufe unseres in den Künsten tätigen und sie untersuchenden Lebens erworben haben. Und dies wird auch das Hauptthema unserer Vorträge.

Wir sind also beim Angelpunkt unserer alle Künste betreffenden Auffassungen angelangt. Alles, was Sie hier hören werden, wird eigentlich dazu berufen sein, Ihnen dies zu beweisen.

Was wollen wir also mit all unserer Kraft beweisen? Dass die Kunst uns vor allem zu unterhalten hat, und wenn sie dies erfüllt, dann kann sie auch zahlreichen anderen Zielen entsprechen.

Und darauf, weshalb sich in uns diese große Bereitschaft verbirgt, dass wir an ihren Schönheiten Freude empfinden – darauf gibt es keine Antwort. Der Urmensch konnte in den Wildnissen seiner Welt beliebig viele lebendige Büffel

beobachten, aber keinesfalls dies! Wenn aber jemand sie auf die Wand seiner Höhle zeichnete, so war nur das für ihn das wirkliche Wunder.

– Und geht es uns nicht auch genau so? Denn wie oft geschieht es uns, dass keine Schönheit der Wirklichkeit so stark auf uns zu wirken vermag wie gerade diejenige der Künste?

Der Ursprung der Kunst: Nachahmung? Spiegelung?

Wir müssen aber auch noch die andere gräzistische Frage aufwerfen: Woher stammt die Kunst? Was hat sie im Menschen entstehen lassen?

Wir wissen es nicht. Ob der Mensch sich darin spiegeln mag? Oder ob er von seiner Nachahmungsveranlagung getrieben wird? Wir wissen darüber nur so viel, dass seit es den Menschen gibt, er immer gerne gesungen, fabuliert, gezeichnet hat und dass er immer bestrebt war, seine Gebrauchsobjekte, seine Umgebung zu verzieren – sogar dass er damit anfing, vor allem sich selber zu verzieren: Er bemalte seinen Körper, seine Zähne und brach sich sogar einzelne Zähne aus, wohl auch aus kultischen Gründen, aber dasselbe hat sich im Laufe der Zeit auch zur Norm der Schönheit entwickelt. Er zeichnete sogar auch Ornamente sowohl auf sein Gesicht als auch auf seinen Körper und auf seine Utensilien – mit einem Wort, dekorierte er auf künstlerische Weise nicht nur seine Höhle, seine Hütte, seine Utensilien, sondern auch sich selbst. Und was ihn dazu veranlasste, das wissen wir, wie bereits gesagt, nicht. Wir wissen darüber nur so viel, dass auch die Natur verziert und manchmal mit für uns unverständlichen und ungenießbaren Farben und Formen, wie z. B. die Farben auf dem Unterkörper des Mandrill-Pavians und die vom Schnabel des Truthahns herabhängenden Hautlappen. Ob der Mensch dabei und darüber hinaus auch von der Sehnsucht nach den wirksamen Mitteln der magischen Ideale geleitet wurde und für ihn erst dann zur Schönheit geworden ist, was sich als wirksam erwies? – Über all dies haben wir eher Ahnungen als Wissen. Weshalb ist es für gewisse Menschen oder Arten schöner, wenn sie ihre Zähne ausbrechen oder abfeilen? – warum bedeutet Derartiges eine höhere Harmonie des Angesichts für sie? – und warum ist für sie ein terrakotta- oder, sagen wir, sienarot-farbig bemalter Körper schöner als der ursprüngliche? – und weshalb setzen sie sich Marabufedern auf den Scheitel? – Wenn wir uns heutzutage immerfort fragen, ob es etwas Schöneres gibt als den nackten menschlichen Körper, und zwar in seiner originalen Beschaffenheit wie von der Natur erschaffen.

Die Verzierung unseres Körpers

Weshalb ist ein Ohr mit Ohrring schöner? Oder ein mit Schmuck vollgehängter Hals?

Sagen wir, dass ein derartiger Schmuck allenfalls die natürliche Schönheit dieser Körperteile noch besser hervorhebt – aber der rotlackierte Fingernagel? – könnten wir noch weiter fragen, und diese Fragen sind offenbar gleichbedeutend damit, dass wir selber in dieser Hinsicht genau gleich weit sind wie die primitiven Völker: Wir verändern, bessern unsere natürlichen Gegebenheiten aus, damit wir sie verschönern. Nun aber dazu, woher, aus welchem Traum wir unsere Schönheitsideale entnehmen, kann ich wiederholen: Darüber wissen wir ziemlich wenig. Wie sehr rätselhaft ihre Ursprünge sind, aus welcher unklaren Emotion sie entsprangen, dazu liefern die einschlägigen Forschungen der Ethnologen gute Hinweise. Professor Holländer aus Berlin gibt beispielsweise einen ausgezeichneten Überblick darüber und zählt jene Völker auf, bei denen die unverhältnismäßige Überentwicklung der weiblichen Rundungen als höchstes Schönheitsideal gilt, und andere, bei denen der weibliche Körper nur dann Wertschätzung genießt, wenn seine Rundungen verkümmert sind – gar nicht zu reden von den Chinesen, bei denen bekanntermaßen die goldene Lilie, d. h. der auf gewisse Weise vollkommen verkrüppelte weibliche Fuß, den Eindruck der beseligendsten und vornehmsten Schönheit erweckt. Wir vermuten dahinter gewisse schwer erkennbare Sehnsüchte und Richtungen des Eigennutzes – aber nehmen wir vielleicht auch dazu uns selbst als Beispiel, da wir ja auch den kleinen Fuß mögen, und Gott weiß aus welchen Gründen. Obwohl man auf breiten, großen, starken Füßen offensichtlich besser gehen kann, aber nein, uns gefallen die Kleinen – vielleicht erweckt das weibliche Wesen auf kleinen Füßen eher einen ätherischen Eindruck in unserem Herzen... Und nun, warum benötigen wir, dass die Frau ätherischer sein soll, als wir uns selbst kennen? Gehen wir auch dieser Frage etwas nach. Aus tausenderlei Gründen, aber vor allen vielleicht deswegen: Weil von dem, was schön ist, wir nicht gerne denken, dass es auch nützlich ist, und diese These betonen wir am ehesten gegenüber dem Utilitarismus. Nehmen wir das folgende Beispiel: Eine weibliche Brust gefällt uns sehr – aber wir mögen nicht gerne daran denken, dass sie auch stillt. Jemand hat wunderschöne Perlenzähne – wir vergessen gerne, dass man damit auch zu kauen pflegt. Und es kann gut sein, dass auch jene Verzierungen dieser Tendenz angehören, mit welchen der Mensch seinen Körper verschönern wollte, und zwar zu allen Zeiten und unnatürlich. Womit würden wir es sonst erklären, dass er zu jeder Zeit mit der Arbeit der Natur unzufrieden war und sie für sich selbst korrigieren wollte?

Die Schönheit des Körpers lässt seine Brauchbarkeit vergessen

Denn es ist bei jemand, sogar bei einem Tier, schwer vorstellbar – und kommt auch nur verhältnismäßig selten vor, – dass irgendein zweckloser Auswuchs als Verzierung seines Körpers dienen soll – sondern lediglich so, dass es daraus auch Gebrauch macht oder einst gemacht hat und er sich erst danach, im Laufe der Zeit, zur Verzierung entwickelt oder degeneriert hat... Der Mund einer Frau kann schön sein, auch ihre Augen oder ihre Haare, aber nicht irgendeine unverständliche Warze auf ihrem Mund oder auf ihrer Brust, wie schön deren Farbe auch sein mag... (verwechseln wir dies nicht damit, dass ein kleiner Fehler ein Gesicht noch schöner machen kann, weil es dessen Schönheit besser hervorhebt – auch da ist nicht der Fehler schön, sondern seinetwegen das Gesicht) – ich wiederhole also: Wie sehr es auch wahr ist, dass als Zierde eines lebendigen Körpers zumeist nur so etwas vorstellbar ist, was zugleich brauchbarer Teil jenes lebendigen Körpers ist – ebenso wahr ist auch, dass seine Schönheit seine Brauchbarkeit vergessen lässt. Es wächst auch über diese Nützlichkeit hinaus und zeigt sich des Öfteren als Überschuss auf dem Körper. Es fällt uns beispielsweise gar nicht mehr ein, die riesigen und lästigen Schwanzfedern des Pfaus als nützliche Organe anzusehen, mit welchen er seinen Flug in der Luft lenkt. Obwohl er damit dereinst gelenkt hat, jetzt hingegen nur noch schwerlich, da sie über ihre Brauchbarkeit zugunsten ihrer Schönheit hinausgewachsen sind. Bei mehreren Rind- und Antilopenarten ist das Horn oder Geweih überhaupt keine Waffe mehr, sondern nur noch Zierde. Dem Löwen nützt seine Mähne, welche ihn dereinst gegen die Kälte schützte, überhaupt nicht mehr. Und nun zurückkehrend zum Ursprung der Verzierungen des Menschen: Wir können uns natürlich auch denken, dass auch die Bekleidung selbst und deren primitivste Formen die Proportionen, die natürliche Farbharmonie und die Vorstellung der Gewichtsverteilung des Körpers dermaßen verändert haben, dass schon rein deswegen Bedarf an diesen unnatürlich erscheinenden Korrekturen der natürlichen Schönheit besteht... Aber ich habe das Gefühl, es ist am besten, eher bei dem früher Gesagten zu verbleiben, da es auf einen tieferen Ursprung verweist – nämlich, dass die Schönheit die ursprüngliche Nützlichkeit der Körperteile vergessen lässt, und wir mögen dies und streben folglich nach solchen Verzierungen, welche uns dies noch mehr vergessen lassen.

Und natürlich entspringen aus dieser gleichen Quelle auch etliche unserer anderen geheimen Fantasien, welche jedoch gar nicht mehr in den Bereich der Ästhetik gehören: Wir mögen es nicht, wenn ein König im Ornat, sagen wir, Bier trinkt, oder wenn unser wunderschönes Ideal auf sich nach Flöhen sucht. Und unserer derartigen Unzufriedenheit leihen wir mit folgenden Worten Ausdruck: – Bestehen sogar bei ihr körperliche Bedürfnisse? – Und daher ergibt sich, dass wir es mögen, wenn ihre Füßchen klein und ätherisch schwebend sind – oder sich

nur zum Trippeln eignen, wie die Chinesen erträumen, weil dies unserer über sie gebildeten Fantasie und auch unseren Sehnsüchten besser entspricht...

Nach all dem bitte ich Sie nun, fällen Sie ein Urteil darüber, wohin wir in Kenntnis des Gehörten, d. h. den Befunden einer höher entwickelten Psychologie, mit jener unfruchtbaren, weil die seelischen Qualitäten des Menschen und deren Vielfalt missachtenden Definition gelangen, wonach schön ist, was ohne Interesse gefällt? Schön ist das, was unser höchstes Interesse, unsere Glückseligkeit, benötigt. Schön ist das, was wir aus tausenderlei unerfindlichen Gründen als schön empfinden.

Verborgene Fantasien

Und jetzt fahren wir fort mit der Erörterung der zweiten gräzistischen Frage: Woher entstammt die Kunst? Wir haben festgestellt, dass wir nicht einmal bestimmt wissen, was den Menschen dazu veranlasst hat, seinen eigenen Körper zu verzieren, selbst wenn wir versucht haben, dafür eine Erklärung zu geben. Noch viel weniger können wir jene komplizierte Frage beantworten, weshalb der Mensch seine Erlebnisse in seine Erinnerung zurückzurufen bestrebt ist. Dass auch dies einer der Beweggründe des Ursprungs der Kunst ist, ist dermaßen evident, dass es sozusagen keines Beweises bedarf; folglich, dass wir bestrebt sind, unsere eigenen oder anderer Leute Erlebnisse zu rekonstruieren und sagen wir so: derart auch zu verewigen. – Wir wissen, dass der Mensch ein fantasiereiches Wesen ist (und in welchem Maße er das ist, darüber wird an späterer Stelle noch viel die Rede sein müssen). Hier will ich hauptsächlich auf einen Punkt im Zusammenhang mit seiner Fantasie hinweisen: Nämlich, dass er dank seiner Fantasie bis zu einem gewissen Punkt dazu in der Lage ist, seine Sehnsüchte sich selbst zu erfüllen, oder dieses Wort im wissenschaftlichen, allgemeineren Sinne brauchend: dass er ein onanistisch veranlagtes Wesen ist. Und dies bedeutet nichts anderes, als dass seine Fantasie zugleich und gleichzeitig sein Segen und Fluch, Schatz und Elend ist, wie vermutlich alles, was er besitzt. Seine Fantasie verhilft ihm zu all dem, was er durchlebt, damit erschafft er sich ständig alles, was er sieht und hört... Aber sagen wir vielleicht so, dass meistens seine latente Fantasie am Werk ist. Ich höre Gebell und siehe, ich weiß, dass es von einem Hund stammt. Ich sehe einen sich bewegenden gelben Fleck und ich weiß, dass es eine Straßenbahn ist. Aber was bedeutet, dass ich es weiß? Ich habe bereits sowohl den Hund als auch die Straßenbahn erfahren und ihre Erinnerungsbilder leben in mir und tauchen irgendwie, sagen wir blitzartig, für das Bewusstsein unbemerkt auf, und dies nennt mein Bewusstsein so: ich weiß. Aber ich weiß sogar, ob es ein kleiner oder großer Hund ist, welcher bellt. Und wenn dabei meine latenten Fantasien, d. h. meine Erinnerungsbilder, nicht dienlich wären, dann wäre ich

kaum dazu in der Lage, das Gebell mit dem Hund und den gelben Fleck mit der Straßenbahn zu verbinden. Dass dies so sein kann, dafür gibt es mehrfache Beweise. Ein etwa vierzigjähriger Mann sagte mir einmal: – Erst jetzt ist es mir gelungen darauf zu kommen, weshalb es mich vor dem Mohnkuchen graut.

Plötzlich ist aus meinen Erinnerungen ein längst vergessenes, aber in mir dennoch wirksam gebliebenes Ereignis aufgetaucht. Ich mag etwa vierjährig gewesen sein, als böse Nachbarn unseren herzigen kleinen Hund mit vergiftetem Mohnkuchen umgebracht haben. – Darüber hinaus: Unfassbare, aber dennoch aufblitzende, irrtümliche Gefahrenfantasien beweisen dasselbe noch besser und etwas Derartiges habe ich sogar auch bei Tieren erfahren. Ich sah auf dem Film einer russischen Tierversuchsstation, wie ein Tiger und anschließend zwei Bären sich zu Tode erschreckt haben vor einem sich im Staub aufblasenden Frosch. Die Bären haben sich derart erschreckt, dass sie auf einen Baum kletterten, offenbar deswegen, weil in ihren Fantasien aus dem Staub eine Viper auftauchte. Aber des Weiteren: Einmal wurde ich auf dem Dorfe spätabends zu Hilfe gerufen zu einer ohnmächtigen Dame. Sie ging nach dem Nachtmahl spazieren. Ihre Freundin wollte sich einen Spaß leisten und schlich sich an sie heran und berührte von hinten ihren Arm. Wovon fiel diese Dame in Ohnmacht? Offenbar von ihren blitzartigen Gefahrenfantasien. Dies ist jedoch wieder eine Abweichung, kehren wir zu unseren ursprünglichen Themen zurück.

In unserer Fantasie korrigieren wir unser Leben

Aufgrund all dessen könnten wir daher sagen, dass der Mensch mit seiner Fantasie seine Welt für sich fortlaufend neu erschafft und dabei naturgemäß sein Leben auch ruiniert. Wie und weswegen? Darauf werden wir gleich kommen. Wiederholen wir: Ich höre ein angenehm klingendes Lachen und ich weiß, dass es von einer Frau stammt. Ich lese nicht Buchstaben – meine Fantasie vervollständigt die einzelnen Buchstabenzeichen zu Wörtern. Ich spüre ländliche Gerüche – vor meinen Augen steht ein Dorf. (Und welches Dorf meines Lebens? Und welches Bild davon? Auch dies ist eine hinlänglich interessante Frage, es wäre lohnend, sich damit auseinanderzusetzen.) All dies wäre bis dahin in Ordnung und bedeutet immer noch, dass ich meine Welt selber für mich selbst erschaffe. Aber die Sache hat auch noch eine Weiterung: Ein hungriger Mann erhält eine Einladung zu einem guten Nachtmahl und sofort gehen Geschmäcke in seinem Mund los und diese sind für ihn so angenehm, dass er eine Zeit lang bei ihnen verweilt und über das Nachtmahl zu fantasieren beginnt. Und dies ist bereits ein onanistisches Phänomen. Eine Weile erhöht es zwar die Sehnsucht und die Genussfähigkeit – aber danach... Der Mensch verzehrt fürwahr schon im Voraus den größten Teil seiner Erlebnisse, dies ist sein Los auf dieser Welt, weil er über

sie schon im Voraus fantasiert: Dies bedeutet hier im wissenschaftlichen Sinne des Begriffs die Onanie. Und diese menschliche Eigenschaft ist uns allen gemeinsam, es gibt kein menschliches Wesen, welches nicht im Voraus über seine Freuden fantasieren würde. Folglich: „es frisst sein Getreide als Gras“ – wie Shakespeare es irgendwo wunderschön ausgedrückt hatte. Was hat dies zur Folge?

Die aus Fantasien hervorgehenden Befriedigungen

Zum Teil, dass ich den größten oder zumindest einen Teil meiner Erlebnisse schon aufgebraucht habe, wenn ich dann beim Erlebnis ankomme, und die Sehnsucht in mir bereits ausgebrannt ist – wer hätte bei sich selbst nicht schon Derartiges erfahren? Unser Verlangen lässt uns reichlich im Voraus das Mögliche und eher noch das Unmögliche vorstellen – und hier gehört hinzugefügt, dass je mehr wir entbehren, desto mehr. Die Sehnsucht ist der beste Koch – pflegt man zu sagen, und wahrlich, gibt es noch etwas anderes in uns, das unsere Fantasie besser inspirieren würde als die Sehnsucht?

„Possession lessens the value of a thing“ – der Besitz vermindert den Wert der Dinge, sagt das Englische, ohne dass es vom Hinduismus, Augustinus oder Schopenhauer etwas hätte lernen müssen. Folglich: Das Kommende wird von der Sehnsucht ausgemalt – und der Mensch muss hinterher gezwungenermaßen feststellen, dass die Wirklichkeit nicht so ist, wie er sie sich im Voraus vorstellte, und dies wird hinterher als Enttäuschung bezeichnet (Enttäuschung des Egoismus oder der moralischen Erwartung). Natürlich kommt dies auf Beide an: Weder die Wirklichkeit ist so, wie meine Fantasie sie erwünscht hätte, und auch ich bin nicht mehr meiner Erlebnisse würdig, da ich sie in meiner Fantasie mehrheitlich schon aufgezehrt habe und folglich sie zu erleben nicht mehr hinlänglich empfindsam bin. Und an dieser Stelle müssen wir über die Beziehung zwischen der fantasierenden Seele und der sich anbietenden Wirklichkeit auch das noch festhalten, dass je mehr ich über meine kommenden Erlebnisse fantasiert habe, umso weniger bin ich schließlich zum Genuss der Wirklichkeit befähigt, und zwar aus folgendem Grund nicht: – Denn wie ist meine Fantasie? Vor allem egoistisch und egozentrisch veranlagt. Demnach erwarte ich, dass die kommenden Dinge dann meiner Eigensucht vollkommen entsprechen, sie restlos befriedigen – und demgegenüber die Dinge schon deswegen nicht so sind, weil sie gar nicht so erschaffen sind und offenbar nicht mit dieser Bestimmung. Dazu pflegte ich zu sagen, dass das Kalb möglicherweise nicht mit der Bestimmung und nicht vor allem dazu erschaffen wurde, dass daraus Kalbfleisch und mein Geschmack vollkommen befriedigt wird, sondern in erster Linie vielleicht doch dafür, dass es selbst lebt. Demzufolge können die Dinge des Lebens den Menschen anscheinend

schon aus solchen Gründen nicht restlos befriedigen, selbst dann nicht, wenn er über sie nicht fantasiert hätte – irgendeine Unbefriedigung hinterlassen sie immer, welche Freude sie auch bereitet haben. Wäre es nicht so, müssten wir beispielsweise nicht so vielerlei essen – sagen wir so vielerlei Speisen versuchen, denn falls etwas vollkommene Befriedigung bereiten würde, dann könnten wir immer nur dasselbe essen. (Im uralten Mysterium des Brotes verbirgt sich auch möglicherweise etwas davon). – Und falls wir auch noch gut im Voraus über unsere kommenden Freuden fantasieren! – dann pflegt Derartiges meist so zu enden: „Das habe ich mir wohl nicht so vorgestellt.“ Damit wir bei diesem gewöhnlichen Beispiel verbleiben: Wir hätten gerne, wenn das Kalbfleisch aus lauter solchem bestünde, was wir mögen, obwohl es nicht ganz so ist, und es offenbar deswegen voll von Knorpeln und Sehnen ist, weil zwar nicht wir, aber das Kalb sehr wohl auch Sehnen benötigt.

Und auch die Welt braucht Regenwetter, wenn wir uns im Voraus Sonnenschein vorgestellt haben.

Aber auch unsere Angebetete hat dieses und jenes nötig, womit wir nicht gerechnet haben, beispielsweise Jodoform, weil sie Zahnschmerzen hat. Und sogar ihr Kleid riecht nach Jodoform und gerade dann, wenn wir ihr unsere Liebe gestehen wollen, wenn wir sie uns als vollkommen vorgestellt haben. Oder was nicht weniger jämmerlich ist, auch wir selber können Zahnweh bekommen in derartigen Momenten, wo wir am meisten darauf angewiesen wären, dass wir auch würdig dafür seien, worauf wir uns vorbereitet haben.

Aber warum erzählen wir all dies? Ausschließlich um darauf hinzuweisen, wie vielerlei Missgeschick den Menschen treffen kann in Dingen, welche er als Erfüllung seines individuellen Wohlergehens oder als Erfüllung seiner Sehnsüchte bezeichnet, und wie oft es auch unter diesen vorkommt, dass er gerade seiner Fantasien wegen leiden muss. Und es bedarf gar keiner Erwähnung, dass all dies in ihm zum Thema der Kunst, besser gesagt, zum Anreiz der Schöpfung werden kann. Also bereits auch die seinen Erlebnissen vorangehenden Fantasien, aber vielmehr noch sein Seelenzustand, wenn er mit ihnen unzufrieden ist, wenn er sie in seiner Vorstellung erneut durchlebt, und sie wenigstens so zu korrigieren, zu verschönern versucht.

Die Hoffnungslosigkeit der Erinnerungen ist fürchterlich – schrieb Ernő Osvát in seinen Aphorismen. Dies bedeutet nämlich so viel, dass man daran, was schon geschah, nie mehr etwas ändern kann. Dazu ist nicht einmal der Herrgott fähig, sagte Thomas von Aquin. Aber der Schriftsteller versucht es dennoch, zumindest auf dem Papier. Er beginnt darüber zu fantasieren, wie es gewesen wäre, wenn es möglich gewesen wäre – beobachten wir doch uns selbst, ist dies nicht so mit uns? Fantasieren wir nicht viel eher über jene unserer Erlebnisse, mit welchen wir unzufrieden sind, derentwegen wir dazu geneigt sind, uns unglücklich zu finden? Demgegenüber kommen unsere glücklicheren Erlebnisse, unsere so genannten

Befriedigungen, kaum noch in Erinnerung. Und dass dies so ist und daher der Kunst eher unser ursprüngliches Unglück, beispielsweise unsere Unbefriedigtheit, ihre Stimuli und ihren Stoff liefert – darin liegt das andere Element der melancholischen Eigenart der Künste verborgen.

Die Korrektur der unvollkommenen Erlebnisse

Der Künstler ist demnach bestrebt, in seinen Werken seine unvollkommenen Erlebnisse zu korrigieren – ist dies wirklich zutreffend? Wir müssen sagen, dass es so scheint, dass in der Tat auch dies in ihm wirkt, dass auch dies eines der Stimuli, Gründe beim Zustandekommen seiner Werke sein kann, aber ob ihm dies wirklich gelingt? Ob er wirklich bei seinen Erlebnissen verbleibt, ausharrt? – Genauer gesagt, beschreibt er derart korrigiert und verschönert schließlich trotzdem wirklich seine Erlebnisse? Wir beantworten diese Frage sogleich. Selbst wenn ihn so etwas anspornt – dies pflegt ihm nur recht selten zu gelingen. Und weswegen nur selten? Darüber wird in diesen Vorträgen größtenteils die Rede sein.

Die Aufopferung der Erlebnisse

Aber schicken wir so viel voraus: Beim echten Künstler, selbst wenn es sich so verhält in ihm und mit ihm, dass er seine Erlebnisse verschönern will – wird, sobald er an die Arbeit geht, über seinen Korrektur- oder Verschönerungswunsch schon nicht mehr die Erinnerung beherrschend bleiben, sondern die Kunst wird die Dominanz übernehmen. Er wird alsbald darauf verzichten – er korrigiert nicht seine Erinnerungen, sondern arbeitet so, dass er sie den Anforderungen seiner Kunst unterordnet, so dass sein Werk möglichst vollkommen sein soll, und das sind zwei verschiedene Dinge. Er macht alles der Kunst zuliebe und tut, was diese von ihm verlangt. Er hält vielleicht noch eine Zeit lang an seiner Absicht fest, neigt aber danach demütig seinen Kopf, und schreibt das, was ihm gelingt. Was gut wirkt, was schön ist – er schreibt also das und arbeitet so, wie es das Werk von ihm verlangt und nicht die Erinnerung – und diese zwei können gemäß unserer Erfahrung sozusagen niemals eine identische Anforderung repräsentieren. Und weswegen nicht? Schon daher nicht, weil die Proportionen und Elemente der Wirklichkeit ganz anders als diejenigen der Kunst sind, und er vor allem den imperativen Proportionen der Kunst zugetan ist, und ihr unterordnet er auch seine Vergangenheit.

Mit einem Wort: Er wird von der Traurigkeit seiner Vergangenheit getrieben, gehetzt, aber nur Gott weiß, wo er dann endet, in was für fremden Ländern und jubelnden Türmen!

Und erst dann jubelt er wirklich. Was so viel bedeutet, dass er vom Reiz der getreuen Darstellung des Vergangenen durchdrungen ist, getrieben wird und von der Fälschung beglückt. Und wahrscheinlich auch deshalb, weil er das, was er ganz selber herausfindet, noch mehr als schöpferische Arbeit empfindet.

Einer der größten Denker, Goethe, sagt, dass die schöpferische Emotion des Künstlers von den zwei Dingen: Drang nach Wahrheit und Lust am Trug charakterisiert ist. Und dies ist so viel, wie wenn wir sagen würden: Der Schriftsteller will eine Wahrheit zum Ausdruck bringen, welche ihm seine Freude an der Fälschung gestattet. Oder wir können es auch so sagen, dass er aus der Wirklichkeit nur so viel entnimmt, wie viel ihm die noch größere Anforderung der Schönheit ermöglicht...

Die Erlebnistreue der Dilettanten und Reporter

... Und gerade darin unterscheidet er sich sowohl vom Reporter als auch vom Dilettanten.

Der Dilettant schwelgt über seine eigenen Leiden oder Freuden – wenn er schreibt, fallen ihm die Tränen und das Werk geht an seiner Hand verloren, der Künstler hingegen, sobald der Strom in ihm zu fließen beginnt: Er will ausschließlich die Schönheit, er will mit seiner gesamten Kraft nur wirken. Dem opfert er sowohl seine Mutter wie auch seine Liebste, wenn der Stoff des Werkes es von ihm verlangt. Von dem Reporter braucht man gar nicht zu reden: Er ist nicht der Schönheit, sondern der größtmöglichen Treue verpflichtet. Aber reden wir noch vielleicht ein wenig mehr von der gleichen Sache: von der Sehnsucht und dem Reiz zur Korrektur der Erlebnisse, da dieses Thema nicht uninteressant ist.

L'Esprit d'escalier

Worauf sind wir also gekommen? Dass einer der wichtigsten Beweggründe der Kunst sowie einer der wichtigsten Gründe für ihre Entstehung wahrscheinlich der „esprit d'escalier“ ist – dass mir erst beim Weggehen auf der Treppe einfällt, was ich beispielsweise jemand hätte sagen müssen, und ich ihm leider nicht das gesagt habe. Ich möchte folglich meinen Fehler korrigieren, aber kann man das? Was soll ich tun? Soll ich zurücklaufen? Was vergangen ist, ist unwiederbringlich vorbei. (Facts are stubborn things – sagt der Engländer, also dass Tatsachen hartnäckige Dinge sind.) Ich schrieb einmal irgendwo, dass tragisch ist, was nicht wieder-

gutzumachen ist. Und wenn dies so wahr ist, dann versteckt sich in der Tiefe unseres gesamten Lebens unsere größte Tragik – nämlich, dass unser Leben schon infolge des kontinuierlichen Vorgangs der Vergänglichkeit eine tragische Note trägt. Keine einzige meiner Handlungen kann ich je wieder verändern, höchstens könnte ich ihre Wirkung mit irgendeiner neuen Handlung modifizieren. Und dies pflegt trotzdem nicht zu gelingen. Wer würde sich nicht an Tschechows Mann erinnern, welcher im Theater einen General anniest und ihn von da an mit seiner Entschuldigung zu verfolgen anfängt? – Was machen also die Menschen, wenn sie mit etwas Vergangenen unzufrieden sind? Offenbar kennt jeder jenen zwanghaft zu nennenden seelischen Vorgang, dass ich, wenn ich in etwas gefehlt habe, anfangs es umzurühren, in mir zu modifizieren, unzählige Male in immer neuen Formen zu durchleben, als ob ich mit diesem Rühren es trotz allem irgendwie verändern könnte – also, wie wenn ich die unerbittliche Vergänglichkeit zum Erbarmen bewegen könnte. Und in der Seele verändert sich dadurch in der Tat etwas: Durch die ständige Wiederholung gewöhne ich mich an die Pein des Fehlers und dadurch erlange ich vielleicht Gleichgültigkeit ihr gegenüber. Es gibt aber solche, welche von den Mahrs ihrer Vergangenheit sich auch derart nicht befreien können, und offenbar sind es diese, welche von ihrer Natur her zu Konfessionen oder Beichte gezwungen werden. Was bedeutet nun etwas Derartiges? Sollen wir uns etwa auch damit etwas befassen? Ich habe das Gefühl, dass dies nötig ist, weil es zur eingehenderen Kenntnis der Beweggründe der Kunst gehört.

Jede Art von Beichten, Konfessionen ist Konfrontation, d. h. ich vergleiche meine Sicht oder mein Gewissen mit demjenigen eines Anderen – etwas Derartiges pflegt uns Menschen bekanntlich Beruhigung zu bringen. Und weshalb? – Vergessen wir nicht, unser Thema ist: Was pflegen die Menschen dann zu tun, wenn sie damit unzufrieden sind, was vergangen ist? Und wir sagten dazu, dass sie versuchen, es in sich immer wieder erneut durchzuleben, quasi in der Hoffnung, dass sie damit dennoch verändern können, was unveränderlich ist – und aufgrund unserer Erfahrungen ist gerade eine der wirksamsten Arten und Mittel dieses Durchlebens, wenn sie jemandem erzählen, was sie bedrückt. Und jetzt müsste man ein wenig untersuchen, welches Geheimnis darin verborgen liegt, weswegen uns die Konfrontation dennoch besser beruhigen kann? Der Hauptgrund dieses Phänomens ist wahrscheinlich im Folgenden zu suchen:

Die Beichte. Die Kraft der Tatsachen

Wir müssen dies mit jener aus der positivistischen Philosophie stammenden und unwiderlegbar erscheinenden Feststellung beginnen, dass die Tatsachen der Außenwelt auf uns anscheinend unvergleichlich größere Wirkung zu haben pflegen als jene, welche sich in unserer Seele oder Fantasie ereignen. Welche

Ausnahmen sich davon zeigen, beispielsweise wie sehr die Wunschträume, aber auch die Angstvorstellungen gegenüber jeder Empfindung und Wahrnehmung der Wirklichkeit Überhand nehmen können – dies könnte wiederum das Thema eines eigenen Kapitels sein. Das generelle Muster darin ist, dass die Tatsachen der Außenwelt in der Regel stärker wirken als die Fantasien und noch stärker die Handlungen. Alte Lehrer sind sich beispielsweise dessen bewusst, dass leider, aber sehr wohl auch die kleinste und am wenigsten schmerzliche körperliche Strafe infolge ihrer außerordentlich positiven Natur größtenteils wirksamer ist als jede Schelte. Mit einem Wort: Die Handlung und die Tatsachen übertreffen infolge ihrer positiven Macht in der Regel in ihrer Wirkung diejenigen der Fantasie. Ich bemühe mich darum, diese These jetzt mit einigen Worten annehmbar zu machen. Ich pflegte darüber zu sagen, dass ich inmitten meiner Träumereien alle beliebig fürchterlichen Taten, sogar auch Mord, begehen kann, und zwar mit derart heißem Erleben, dass ich sogar das Blut auf dem Boden zu sehen wähne – und danach gehe ich am Morgen zur Arbeit, und es fehlt mir nichts. Es hat in mir keine Spuren hinterlassen. Sollte ich hingegen in böser Absicht jemand bloß am Arm ankratzen, so könnte es sein, dass ich mein Leben lang von der schlechten Erinnerung nicht loskomme. Nun aber gilt dies auch umgekehrt: Irgendetwas plagt sehr in Gedanken – also mache ich es zur Tatsache der Außenwelt, d. h. ich verleihe ihm eine Stimme, nämlich meine eigene – aber ich unterbreite meine Sache auch noch der Kontrolle eines anderen Auges, Gewissens oder Urteils, und damit mache ich es auch vor mir selbst zur unbestreitbaren Tatsache – all dies offenbar in der Hoffnung, dass diese Tatsache mit ihrer intensiveren Kraft auf mich zurückwirken wird... – also erwarte ich zweifelsohne irgendwelchen Trost von dieser Konfrontation. Ich erwarte davon eine größere Wirkung, als von meinem Inneren, und in diesem Fall zu meinen Gunsten. Beispielsweise: Es wird sich vielleicht herausstellen, dass unter den tausenderlei verschiedenen Erscheinungen dieser großen Welt (sagen wir so: im Lichte der Sonne) dies eine viel unbedeutendere Sache ist im Vergleich dazu, wie sie in der Dunkelheit meiner Seele und in meiner Einsamkeit groß gewachsen ist. Da das, was in mir steckt, eigentlich auch formlos ist im Vergleich zu seinem späteren Stadium, wenn es auf dem Wege der ausgesprochenen Worte schon Form angenommen hat und auch vor mir selbst zur außenweltlichen, wahrnehmbaren Tatsache geworden ist.

Aber ich kann ja zu den Dingen meiner Fantasie auch keine Distanz haben, solche vermag ihnen nur der Zeitverlauf zu verleihen, oder ihre Projektion – und vielleicht werde ich darüber lachen, was mich einst geplagt hat. Wer hätte bei sich so etwas noch nicht erfahren? Da die Grübelei in vieler Hinsicht mit mikroskopischen Untersuchungen vergleichbar ist – und die Permanenz der mikroskopischen Nähe bei der Beurteilung einer Sache nie vorteilhaft ist –, möchte ich es also auch aus der Distanz sehen, da ich vielleicht gerade so mehr darüber erfahren kann. Und dies umso mehr, weil man sich beispielsweise über die Gestalt

einer größeren Sache auf mikroskopischem Wege gar nicht überzeugen kann. Mit einem Wort: Der Mensch kann etwas zur äußeren Tatsache umwandeln, was sich in seiner Seele unsicher, ungeordnet, formlos und unverständlich ballt, wobei gemäß deren ursprünglicher Natur und Gewohnheit allerlei kreuz und quer herumliegt und herumgeworfen wird: Vergangenheit und Gegenwart, Fantasie und Wirklichkeit, Perspektiven und mikroskopisch benennbare, allzu große Nähen. Er mag es, wenn daraus endlich etwas für die *außenweltliche Vernehmung wahrnehmbar* wird, d. h. bestimmtere Form annimmt. Denn lassen Sie mich wiederholen: Nichts von all dem, was der Mensch denkt und seelisch empfindet, gelangt zu ihm über seine Sinnesorgane. Mit anderen Worten, sind es nicht meine Sinnesorgane, welche meine Gefühle und Gedanken erfassen, und manchmal ist es für mich besser, wenn sie aus der Außenwelt in fester Gestalt zu mir gelangen. Und dafür genügt manchmal ein Augenblick: Ein Mensch fängt auf einer Treppe laut für sich zu reden an – ein anderer sagt: – Ich blicke einen Augenblick lang in den Spiegel, und damit werde ich schon für mich selbst besser zur Tatsache und werde auch davon besser überzeugt, dass ich lebe. – Der Dritte äußert sich so: – Ich spreche gerne aus, dass „ich dich liebe“, weil ich mich dann besser fühle. – Wieder andere sind dazu gezwungen, ständig zu reden, ihre Stimme zu hören und hören zu lassen – auch diese werden vornehmlich von der Angst vor ihrer inneren Unsicherheit getrieben (die deutsche Terminologie bezeichnet dies als Funktionssucht).

Mit einem Wort: Ich sehe die Angelegenheit meiner Seele gestaltet und aktiver vor mir – und so etwas pflegt zu beruhigen und mich sogar etwas zu verändern. Da das, was ich so von mir sehe, auf mich zurückwirkt. Folglich, sobald ich meine Not erzählt habe, ist sie nicht mehr die gleiche Not.

Und wenn ich sie dazu auch noch in mein Tagebuch niederschreibe, oder noch besser formuliere und meine Prozesse mit meinem Leben vor das Auge der großen Welt lasse!

Wie weit sind wir also gekommen? Wir haben jene Frage aufgeworfen, woher die Kunst im Menschen stammt. Und wir sagten darüber, dass der Mensch sich seine Erlebnisse im Voraus vorstellt und dies ihn auch inspiriert und er sie danach nachträglich korrigieren will. Beim Entstehen seiner Kunst wirkt offenbar auch dies mit, umso mehr, als wenn etwas aus dem unwahrnehmbaren Inhalt seiner Seele wahrnehmbare Gestalt annimmt und dadurch für ihn zur Außenwelt wird, dies auf ihn beruhigend zu wirken pflegt.

Die Kunst ist grenzenlose Korrektur

Und jetzt noch etwas darüber, also über die Korrekturen der unbefriedigend durchlebten Episoden unseres Lebens. Das Leben hängt oft von je einem Moment

ab, wir wissen – wenn ich nicht im geeigneten Augenblick meine Liebe gestehe, bin ich anderntags damit vielleicht schon verspätet. Eine Ohrfeige bedarf der Spontaneität – die hinterher verabreichten Ohrfeigen, die inaktuellen, nicht akuten, folglich künstlich heraufbeschworenen Ausbrüche der Emotionen geben ihren Handelnden gewöhnlich der Lächerlichkeit Preis. Das Papier ist aber, wie wir wissen, nicht so. Ich habe jemandem nicht richtig geantwortet – ich korrigiere es auf dem Papier. Und ist dies auch noch nicht gut genug?

Ich korrigiere es noch einmal, denn das Papier ist geduldig – zum Schreiben braucht man keine Geistesgegenwart, weil es selbst die Korrekturen der Korrekturen erträgt.

Denen, welche dazu veranlagt sind, sich überall und jederzeit zu verspäten, scheint die Kunst des Schreibens sehr gut zu entsprechen und eher den Entbehrenden als den Erfüllten und Satten, da die Sehnsucht wahrlich ein besserer Maler ist als die Sättigung.

„Die Kunst ist l’esprit d’escalier“ – sagte ebenfalls Ernő Osvát.

Die Kunst gehört den Geschädigten

Es scheint, als ob auch die Geschichte darauf hinweisen würde, dass Gott eher den Geschädigten den Dichterkranz verleiht: Wir wissen, dass die Barden und wandernden Spielleute, Sänger arme Menschen waren. Von Homer ist überliefert, dass er blind war, Milton ebenfalls, Byron an den Füßen verkrüppelt, Leopardi bucklig, Dostojewski epileptisch, Blake, Hölderlin und wahrscheinlich auch Gogol monomanisch und die Übrigen größtenteils arm – im Wohlstand lebende Herren finde ich kaum einige unter ihnen. Es scheint demnach, dass die Dichter überwiegend geschädigte Seelen waren: für den Genuss des wahren Lebens so oder anders unfähig. Sie sind par excellence jene, welche sich mit ihren Fantasien für all ihre Verluste entschädigen wollen. In dieser Hinsicht bin ich also vollkommen einig mit einem Schriftsteller dieser Generation, wenn er sagt: „Das Schicksal eines Menschen kann man bedauern, dasjenige eines Künstlers hingegen nie.“ Was so viel bedeutet, dass aus seinen Leiden tatsächlich Perlen entstehen, da die Leiden es sind, welche seine Fantasie am besten anregen. Am seltensten die Glückseligkeit und am öftesten das Leiden.

Die Welt, nicht wahr, ist geschäftig, will nicht auf unsere Klagen hören – wir sind also schlau: Wir bezaubern sie mit deren eigener Schönheit, damit sie bereit wird, uns ihr Ohr zu leihen.

So vielerlei aus der Melancholie stammende Elemente wohnen der Kunst inne. Und doch – und das ist das Seltsamste! – zur Schöpfung bedarf es vor allem der guten Laune, was – hoffe ich – auch Sie bald einsehen werden.

Und offenbar ist dieser melancholische Ursprung zwar nicht der einzige, aber einer der Gründe dessen, dass der Stoff der Poesie viel eher aus Tragik besteht und wir daher nur so wenige Werke über das Glück besitzen.

Aber auch ansonsten: – Weshalb lieben wir die Traurigkeit, die Rührung und unsere Tränen? – fragt der heilige Augustinus, was natürlich nicht so zu verstehen ist, dass man die Dichter foltern oder hungern lassen müsste, damit sie schöpfen. Die Dichter muss man unterstützen: Dies ist das Wort der Güte und ihre Forderung in uns. Aber was tut dann ihrer dichterischen Kraft wohl? Wenn Shakespeare keine so bittere Seele gewesen wäre – diese süßeste Seele der Welt! – dann wäre weder Hamlet noch König Lear, noch Othello, noch Macbeth je entstanden...

Der Künstler und die Entbehrung

Und abschließend noch so viel hierüber: Manchen Polemikern pflegte ich zu sagen: „Gebt ihnen genug Brot, in Ordnung, gebt unbedingt, denn sie sind darauf angewiesen, verdienen es auch, aber erwartet nicht, dass ihre künstlerische Produktion im Verhältnis zu mehr Brot zunehmen wird.“ Vielleicht wird sie bei diesem und jenem auch zunehmen, aber nicht zwangsläufig. Der Vorgang ist hier nämlich nicht derselbe, wie wenn die Kuh mit mehr Futter mehr Milch liefert.

Wiederholen wir also das zuletzt Gesagte.

Kurz und gut, ja, es scheint, dass die Kunst mehrheitlich Sache der Unglücklichen ist, von jenen Notleidenden, denen Mutter Natur zum Leiden auch noch eine flammende Fantasie bescherte, von den Empfindsamen, sich Zurückziehenden... sowie denen, welche sich zu den schönen Momenten ihres Lebens immer verspätet haben... deren Seele in der Gegenwart nicht präsent ist, entweder weil sie vom Gewicht des vorherigen Moments zurückgezogen werden und daher für ihre Gegenwart zu wenig Aufmerksamkeit übrig haben, oder sie haben zu wenig Geistesgegenwart, weil sie nicht wissen, was sie von ihren tausendfachen verschiedenen Eindrücken, vom Getümmel des Lebens für sich auswählen sollten – von den Irren, ja, es scheint wahrlich, von ihnen, welche jederzeit auf jene Zeitlosigkeit angewiesen sind, welche nicht das Leben, sondern allein die Kunst ihnen bieten kann, und die zeitlosen Nächte der Schreibtische, welche ihnen unübersehbare Möglichkeiten zu Korrekturen bieten, also dazu, dass sie mit ihrer Fantasie ihr Leben zu korrigieren, d. h. zu verschönern versuchen.

Siehe da, also – es könnte sein, dass auch dies einer der Beweggründe der Kunst in uns ist, weshalb wir das Fabulieren anfangen.

Kunst und Vergänglichkeit

Und jetzt müssen wir hier über noch einen wahrscheinlichen Beweggrund reden. So wie unser ganzes Leben auf dem allermächtigsten Prinzip des kontinuierlichen Entstehens und Vergehens beruht, ebenso können wir auch getrost feststellen, dass es in uns keine größere Kraft gibt als die, welche zum Kampf und Protest gegen die Vergänglichkeit anspornt. Wogegen kämpfe ich nämlich, wenn ich Hunger habe oder schläfrig, krank, traurig oder müde bin? Ist es etwa nicht so, dass all dies die Drohung des Todes in mir ist? – Es bedarf gar nicht der Erwähnung, dass wenn ich nicht esse, nicht schlafe, mich nicht ausruhe, dann sterbe ich, und dass ich dagegen kämpfe, dass dies mein Leben ausmacht, da auch alle meine Freuden damit zusammenhängen. Es scheint also, dass eigentlich mein ganzes Leben auf diesem tödlichen Prinzip beruht – wer unsterblich ist, kann nicht hungrig sein, folglich sich auch nicht satt essen, kann auch nicht müde sein, also auch am Ausruhen keine Freude finden, da für ihn eine solche Bedrohung nicht existiert. Und dasselbe gilt auch in Sachen der Schönheit. Wie kann jemandem, der nie stirbt, der Mond gefallen? – oder den griechischen Göttern das Meer, wenn sie es zum hunderttausendsten Mal sehen oder es ewig sehen können? Weil es sich mit der Schönheit auch so verhält wie mit allen anderen Sachen, dass die Seele davon gesättigt werden kann, und dann ist für uns die gleiche Sache schon gar nicht mehr schön. Offenbar ist dies auch einer der Gründe, weshalb wir die Schönheit als etwas Ephemeres bezeichnen, wofür es noch zahlreiche weitere Gründe gibt, welche später an den passenden Stellen noch ausführlich erörtert werden. Was ich jetzt darüber sagen will, ist nur so viel, dass all das, was der Mensch schön und gut nennt, lediglich für vergängliche Wesen vorstellbar ist.

Und wir sterbliche Menschen – obwohl wir gerade dank unserer Vergänglichkeit an einem so großen Geschenk teilhaben, am Leiden und Guten, die sich daraus ergeben – beklagen, dass unser Leben vergeht und darin alles nicht wiedergutmachbar, folglich auch das zur tragischen Vergangenheit wird, was darin schön und gut war. Was bedeutet aber, dass es zur Vergangenheit wird? Wo ist meine Vergangenheit? Wo ist mein gestriger Tag?

Vergangenheit und Zukunft: Lauter Irrationalitäten

... Nirgends auf der Welt, ausschließlich in meiner Erinnerung. Einige Zeichen davon blieben zwar auch in der Außenwelt erhalten, z. B. dass ich Dieses oder Jenes dahin oder dorthin legte – aber wo finde ich den gestrigen Tag?

Wie ersichtlich, wird er sofort auch zur Irrealität, sobald er zu meiner Vergangenheit wurde, umso mehr als die Erinnerung nichts anderes ist als rekonstruierende Fantasie, und diese meine Fantasie daran auch sofort ändert. Und wo

ist meine Zukunft? Wo finde ich sie unter der Sonne, wenn ich sie sehen möchte? Nirgends auf der Welt – höchstens ebenfalls in meiner Fantasie. Was habe ich demnach als Mensch, was ist mein Besitz? Jeder meiner Augenblicke wird sofort zur Vergangenheit, meine Zukunft ebenfalls, und ist es nicht so, dass ich diesen meinen Augenblick als meine Gegenwart bezeichne? Diese scharfe Grenze? Anscheinend ja, so viel ist meine Gegenwart, nicht mehr – vielleicht die philosophische Sekunde der Kenntnisnahme. Ich habe also gar nichts anderes als den Moment, wenn meine noch nicht existierende Zukunft an irgendeiner Grenze zu meiner nicht mehr existierenden Vergangenheit wird. Es mag sein, dass jene Recht haben, welche in den fundamentalen Prinzipien unseres Lebens eine mit dem Verstand nicht begreifbare Irrationalität vermuten.

Die Illusion der Beständigkeit

Und doch: Wir sind auch von der Illusion der Beständigkeit nicht frei. Wir errichten Häuser, erstellen Statuen, welche diesem Gesetz zwar ebenfalls untergeordnet sind, bloß dass es an ihnen weniger ersichtlich ist als beispielsweise an der Erscheinung, auf jenem Gesicht, welches soeben ihr wunderbares Lächeln auf mich zusandte und sogleich im Gedränge verschwand. Eine Statue erscheint im nächsten Augenblick unveränderter als ein Lichtblitz, als das Gewimmel der Stimmen und Lichter um mich herum, als der Zufall der Erscheinungen – die Erde, auf welcher ich gehe, erscheint auch jetzt gleich wie sie vorher war – ich lebe also in jener Illusion, dass vielleicht auch irgendwelche Beständigkeit existiert. Dazu trägt auch bei, dass beispielsweise dieser eine Tag selbst und auch die übrigen Tage, in welche die Natur meine Zeit einteilte, ebenfalls als dauerhaftere Einheiten auf mich wirken und gleichermaßen diese Sinnestäuschung in mir steigern...

Erinnerung und Beständigkeit

... Darüber hinaus auch noch mein Gedächtnis, da darin weiter rumort, was mit mir geschah. Also sind in uns die Voraussetzungen dafür gegeben, dass sich die Sehnsucht der Verewigung entwickeln konnte als unser höchster Protest gegen die Vergänglichkeit. Sagen wir es noch einmal: – Ich will es nicht vergessen, will es aufzeichnen, wie schön du gewesen bist dann und dann – diesen Sonnenuntergang, dieses Lächeln, diesen Blumenstrauß, welcher bis morgen verwelkt – die verführerische Anmut des Klatschmohns oder das flammende Strahlen der Schwertlilien und tausenderlei traurige Schönheiten dieser Welt, welche deswegen so traurig sind, weil sie versinken – wer hätte nicht schon so etwas Ähn-

liches verspürt, es sei denn, dass er sich damit tröstete, dass er sich ohne Seufzer und vollkommen identifizieren kann mit dem, was ist, folglich auch mit der Vergänglichkeit.

Protest gegen die Vergänglichkeit

Der Mensch will nicht, dass es ins Nichts versinkt, er will das festhalten, was verging – es scheint, dass auch dies eine der höchsten Antriebskräfte der Kunst ist, d. h. jene Bewusstheit, dass alles vergehen muss, also nicht nur wir. Die äußerste Summe aller unserer Überlegungen könnte also so lauten, dass das schönste und edelste Ergebnis unseres Protestes gegen die Vergänglichkeit in uns gerade die Kunst ist.

Und offenbar stammt von daher auch die alte divinatorische Auffassung über sie, welche die Künstler mit den Göttern vergleicht, weil sie die vergänglichen Schönheiten in ihren Werken zur Unvergänglichkeit verzaubern können.

Hier wird vielleicht nicht uninteressant, wenn wir für einen Augenblick auf eine der die göttliche Macht bestimmenden logischen Ableitungen von Thomas von Aquin eingehen, worin er Folgendes über die Vergänglichkeit aussagt: „Sogar Gott kann nicht bewirken, dass das, was verging, niemals existent gewesen sein soll.“

Dieser Satz kann offenbar auch so verstanden werden, dass nicht einmal Gott die Vergangenheiten ändern kann, dass folglich das, was vorbei ist, sogar für ihn endgültig vergangen ist, und das, was verwelkt ist, für alle Ewigkeit verwelkt ist. Und offensichtlich hat auch der heilige Thomas selbst eine derartige Interpretation seiner These erwünscht und für richtig gehalten, wie dies aus der Anwendung der These andernorts hervorgeht. Und dennoch, ich spüre, dass wir auch zu noch einer Interpretation berechtigt sind, und zwar dazu, dass entgegen jeder derartigen und damit verwandten Auffassung, wonach das, was vergangen ist, durch sein Vergehen vom Standpunkt seiner eigenen Subjektivität auf jeden Fall durch den spürbaren Ablauf seiner Auswirkungen auch objektiv wohl als niemals existent gewesen betrachtet werden kann. Demgegenüber können wir die thomistische Definition derart erweitern, dass: Selbst Gott nicht bewirken kann, dass das, was vergangen ist, niemals existent gewesen sein soll, und wenn er dies nicht kann, dann existiert das Vergangene zumindest in einem gewissen Maß. Denn wenn er nicht bewirken kann, dass es nicht existent gewesen sein soll, bedeutet dies so viel, dass es für ihn nicht möglich ist, es *vollständig* aufzuheben, und wenn ihm dies nicht möglich ist, dann besteht es, für die Ewigkeit noch mehr als für uns, die wir Geschöpfe des Anscheins der Vergänglichkeit sind. Es ist also annehmbar, dass für die Ewigkeit die Vergangenheit gar nicht existiert (da sie auch keine Zeit hat – was der heilige Augustinus so ausdrückt: „Gott lebt in der Ewigkeit“ – und

wiederum er: – „Zeit gibt es nur dort, wo es Veränderung gibt, und da Gott unveränderlich ist, gibt es für ihn keine Zeit“. – Demnach kann Gott daran, was vergangen ist, auch schon deswegen nichts ändern, weil es für ihn konstante Gegenwart ist. In einer solchen Interpretation könnte also der thomistische Satz auch derart ergänzt werden: Gott kann nicht bewirken, dass die vergangene Sachen niemals existent gewesen sein sollen, da sie für seine Unvergänglichkeit auch jederzeit gegenwärtig sind. Natürlich ist unser ganzes Leben und die ganze irdische Existenz nicht derartig, denn so weit sie wahrnehmbar ist, zeigt sie in jeder Hinsicht die Vergänglichkeit als höchstes Prinzip. Welche fundamentale Macht dieses Prinzip des Unterganges, der Zerstörung hier ist, braucht man vielleicht gar nicht zu erklären, so sehr, dass wir geneigt sind, die Natur als Feind des Lebens zu betrachten. Ist es denn nicht etwa die ewige Klage der Mütter, wie beschwerlich es für sie ist, ein Kind auszutragen, groß zu füttern, zu erziehen und wie leicht demgegenüber dessen Untergang ist? Was nichts anderes bedeutet, als dass die Entstehung des Lebens auch als behindert angesehen werden kann, da sie wahrlich nur um den Preis von wie großen Hindernissen entstehen kann! – denn was für eine komplizierte Struktur macht sogar die Aufnahme und Wahrnehmung des evident erscheinenden Lichtes im Nervensystem erforderlich! – und auf was für eine ständige und mühselige Ernährung ist der Organismus der Lebewesen unter allen Umständen angewiesen, um erhalten zu bleiben! – denn ist es nicht so, dass wenn er die lebenserhaltende Luft bloß wenige Minuten lang entbehren muss, er schon vergeht, an sein Ende gelangt? – und all dem gegenüber: Welch ungehindertes und leichtes Handwerk sind der Tod und die Zerstörung? Einfacher ausgedrückt: Erschaffen ist schwer, zerstören ist leicht – entspricht das etwa nicht der hiesigen Erfahrung?

Ist es beispielsweise nicht die Beschwerde der Hausbauer, dass während sie ihr Haus errichten, es bereits schon zu verfallen beginnt? Und ist nicht etwa auch die Frage berechtigt, ob wohl auch eine solche Bombe existiert, welche mit einer einzigen Explosion ein Haus ebenso errichten kann, wie sie dazu fähig ist, es zu zerstören? Und ist nicht etwa seit Urzeiten unsere Erfahrung die ewige Quelle unserer Befürchtungen, dass alles, was existiert, für seine Existenz Opfer zu bringen hat – die Bäume ihre Äste, Blüten und so viele Früchte und die Tiere und Menschen ebenso ihren Nachwuchs und ihre körperliche und seelische Unversehrtheit? Ist es nicht vorstellbar, dass gerade aus dieser Befürchtung das System der die Gottheit versöhnenden freiwilligen Opfer entstand, sowie ebenso die vielerlei Machenschaften all der Sekten der Teufel-Anbeter? Mit einem Wort: Wir müssen auf jeden Fall bejahen, dass die Vergänglichkeit das Leitmotiv unseres Lebens auf dieser Erde zu sein scheint – wenn auch vielleicht nicht vollständig und nicht in allem. Da sich hier zweifelsohne auch irgendein Rätsel des entgegengesetzten Prinzips zeigt, zumindest in jener Wahrnehmung, welcher schon zahlreiche Denker Ausdruck verliehen haben und die von Nietzsche so

formuliert wurde: „die ewige Wiederkunft des Gleichen“ – also, dass obwohl die Dinge für uns wahrlich und auf jeden Fall als vergänglich erscheinen, sie doch, und zwar nicht einmal in ihrer Ähnlichkeit, sondern sogar anscheinend in ihrer Identität zurückkehren. – Was nicht weniger bedeuten würde, als dass sogar auch dieses Prinzip der Vergänglichkeit immer wieder durchbrochen und durchdrungen wird von den Prinzipien jenes anderen Systems und vielleicht positiverer Wirklichkeit, von welcher es entstammte. (Was in der emphatischeren Formulierung von Augustinus so lautet: „Unsere Tage und unsere Zeit bewegen sich entlang der ewigen Gegenwart Gottes fort.“)

Mit einem Wort: Das menschliche Wesen ist entweder das Geschöpf der tatsächlichen Vergänglichkeit oder von deren Anschein, und ob wir es so oder anders betrachten, so viel ist zweifelsfrei, dass die Ansprüche seiner Seele größer sind als das, was ihm sein hinfalliger Körper bieten kann, dass sie nicht im Gleichschritt mit seinem Körper altert, sich mit ihrer ganzen Kraft gegen das Vergehen stemmt, und damit ihre Momente nicht in Vergessenheit geraten, sie zumindest zu ihrer Geschichte macht. Und offenbar wirkt dasselbe auch anspornend auf den Künstler – darüber hinaus können wir getrost auch noch feststellen, dass er all dies gar nicht benötigt um zu schaffen...

Die ursprüngliche Notwendigkeit der Mitteilung

... da es so sein könnte, dass unsererseits all dies nur trügerisches Rationalisieren ist. Weil darüber hinaus vermutlich auch wahr ist, dass wenn ihn auch all dies nicht anspornen würde, wir uns seine Fabeln ebenso gut vorstellen könnten wie seine Statuen oder seinen melancholischen Gesang... In meiner Jugend habe ich mir hierzu notiert: Siehe, warum singt eigentlich die Drossel? Unterhält sie damit vielleicht ihren Partner? Es kann sein, dass sie weiland tatsächlich aus diesem Grund damit anfing, aber dass sich danach der Gesang in ihr entartete, zum Selbstzweck wurde, und sie jetzt bereits auch schon in ihrer Einsamkeit singt – da ihr diese Fähigkeit schon gegeben ist. Und siehe, auch das gewöhnliche Volk, die Spatzen, tun das ihre – was für ein Stimmengewirr herrscht manchmal auf den Plätzen in den Baumkronen – obwohl es kaum vorstellbar ist, dass sie sich gegenseitig verstehen können bei diesem Lärm? Und was veranlasst die Frösche am Seeufer dazu, dass sie mit ihrer Stimme den weiten Raum füllen? Was spornt die Wesen dazu an, in diesem unendlichen Raum Zusammenhang zu suchen mit den übrigen Existierenden und mit ihren Farben, Glanz oder zumindest mit ihren Stimmen die weite Welt auszufüllen?

Wozu dient wohl dieses unendliche Stimmengewirr der Kommunikationen? Wenn wir Ärger haben, weshalb müssen wir es erzählen, und auch wenn wir über etwas erfreut sind? Warum bringt es Erleichterung, aber warum empfinden wir es

zugleich als unsere Genugtuung für unser verpasstes und entfliehendes Leben? – Weil wir es so empfinden, und es wohl möglich ist, dass all dies wirklich dabei mitwirkt, aber auch das erscheint zweifelsfrei, dass in uns ein ursprüngliches Kommunikationsbedürfnis gegeben ist, dass dies zu unseren Lebensäußerungen gehört.

Die Freude der Funktion

Darüber habe ich unlängst noch etwas notiert und erzähle dies jetzt auch noch zum Abschluss: Dass jene dürftige Ranke, welche ihre mächtige Frucht, die Melone, mit lauter Zucker und duftenden Säften füllt, es zum Glück nicht weiß, dass sie all dies für andere macht – aber selbst wenn sie es wüsste, was könnte sie sonst tun? Wenn jede ihrer Zellen, ihr ganzes Wesen so erschaffen, eingerichtet sind, dies zu tun, dass sie ihre gesamte existierende Kraft in Richtung ihrer Frucht transportiert, nicht zurück für sich selbst, sondern dorthin. Da wenn sie rückwärts zu befördern hätte, sie darüber wahrscheinlich unglücklich wäre. So wie auch die Mütter unglücklich sind, wenn sie ihre Kinder nicht stillen können. So etwas nennt sich die Freude der Funktion.

Eitelkeit

Die Freude der Funktion macht also auch den Großteil der Emotionen der schöpferischen Künstler aus. Des Weiteren: Vergessen wir nicht, dass das menschliche Wesen auch eitel ist. Und ist dies wirklich seine minderwertige Eigenschaft oder muss man es in jeder Hinsicht dafür halten? – Müsste man nicht vorerst in Betracht ziehen, worauf jemand eitel ist? Man müsste ja vielleicht gar nicht sagen, dass so wie unserer Eigennutz auch dieser weitverzweigte Baum, unsere Eitelkeit, höher und tiefer liegende Zweige hat. Falls jemandes Eigennutz auch in der Freude Anderer Befriedigung findet, oder wenn jemand die höchste Erfüllung seiner Eitelkeit, seiner Ehrgeize – sagen wir – in der Reinheit seines Gewissens oder Schönheit seiner Kunst sucht, ist dieser Eigennutz und diese Eitelkeit freilich anders zu beurteilen als die gewohnten und minderwertigeren oder weniger entwickelten Manifestationen derselben Emotionen, an denen wir so reichlich teilhaben und unter welchen wir so viel leiden.

– Hier kann jedoch auch noch jene Frage auftauchen, ob eine menschliche Handlung, in welcher die Selbstsucht oder Eitelkeit gar keinen Platz haben, und sei ihre Absicht noch so altruistisch, überhaupt etwas Wert ist. – Hat sie dann Lebensfülle, Leuchtkraft? Und sind wir nicht eher beglückt, wenn, sagen wir, unserem Wohltäter aus irgendeinem Grund, gar wegen seiner Eitelkeit, seine Güte

auch Freude bereitet? Können wir etwas, das ausschließlich nur Opfer ist, von jemandem überhaupt annehmen? – ist dies nicht dermaßen verpflichtend, dass es in uns eher Widerspruch als Dankbarkeit auslöst? Ist demnach für uns des Menschen Behagen nicht auch darin besser als sein etwaiges lustloses Wohlwollen? Und schließlich: Der Mensch ist ein eitles Wesen, wahrlich, bereits in seiner Wiege und auch noch auf seinem Totenbett. Wenn wir aber bedenken, wozu ihn diese Neigung anspornt? Er möchte dadurch zumindest schöner und besser scheinen. Und kann man diesen Eifer als so unbedeutend bezeichnen?

Kurz und gut, scheint es, dass auch dies sowohl sein Segen wie auch Fluch ist, wie überhaupt alles, was ihm gegeben wurde. Denn ist es nicht wunderbar, wie gern diese gesamte große Menschheit, wahrhaftig und der Ranke der Melone gleich, dazu bereit ist, ihr gesamtes Wissen und Fähigkeiten, das Beste ihres Wesens, zu verströmen? Sie ist zu den allergrößten Anstrengungen fähig, sozusagen wirklich gratis, weil größtenteils nur dafür, dass sie dafür an Beifall, Lob oder sogar nur einen Kopfnicken, an diesen flüchtigen Belohnungen, teilhat. Dennoch, ist es nicht wundersam, dass dies so ist? So dass man sich fragt, ob nicht so etwas diese ganze große Welt und alle ihre Säulen errichtet? Und wenn dies so wahr ist, könnte dieser Gedanke nicht dennoch unseren alten Pessimismus, zu dem wir bei der Beurteilung des menschlichen Wesens manchmal so sehr geneigt sind, beeinflussen? Und schließlich: Wird nicht gerade der Künstler am ehesten durch seine Eitelkeit unter seinen Mitmenschen charakterisiert – und ist er nicht zugleich unter ihnen das hauptsächlichste Opfer seiner Eitelkeit? Da sich über ihn wirklich sagen lässt, dass er gratis singt, weil sobald er das, was er zustande brachte, in die Welt hinausschickt, was ist das dann noch für ihn? Nur noch Anderen bereitet es Freude. Wahrlich, wie gewisse Ranken, vergibt auch er umsonst seine mit Zucker und duftenden Säften volle Frucht... – Leo Tolstoi bezeichnete sie als giftige Frucht.

Tolstoi: Die Kunst ist eine giftige Frucht

Er sagt, dass die Kunst eine unmoralische Sache sei, weil sie vergeblich verführt, erregt und anlockt. Dass sie als Aufputzmittel wirkt: Sie erweckt dann Hunger und Liebessehnsucht, wenn danach kein Bedarf besteht, verleiht also den überflüssigen Sehnsüchten, der Unsittlichkeit und der Lüsterheit Nahrung.

Und tatsächlich hat er in alldem Recht. Sind wir aber nicht auch mit unserer Fantasie so? Hat nicht auch sie Segen und Fluch in uns? Ist sie nicht zugleich unser größter Schatz und unser Elend?

So auch die Kunst. Wie wir sie auch immer charakterisieren würden, dass sie vor allem ein Kind der Fantasie ist, das kann niemand leugnen. Es schwebt demnach auch über ihr der Segen und der Fluch der Fantasie.

Die Fantasie hat ihre Künste zustande gebracht – und ihre Künste spornen ihre Fantasie an, gewiss, so ist es wahr. Aber was soll der Mensch tun? Soll er seine Fantasie beenden? Wie könnte er sie aus sich vertilgen? Und wenn er dies tun könnte, was wäre dann ohne sie die gesamte Menschheit noch wert? Und wenn er schon Fantasie hat, zu was Schönerem und Größerem könnte er sie gebrauchen, als dass sie damit die Kunst zustande brächte?

Bis zu welchem Maße die Kunst ein Kind unserer Fantasie ist, darüber werden wir in den folgenden Vorträgen reden. Das heißt: Alle unsere weiteren Vorträge werden auf jene gräzistische Frage Antwort suchen, wie die Kunst ist. Und als Detaillierung dieses großen Themas wird der Titel unseres nächsten Vortrages so lauten: Der Zusammenhang des Werkes mit dem Erlebnis.

